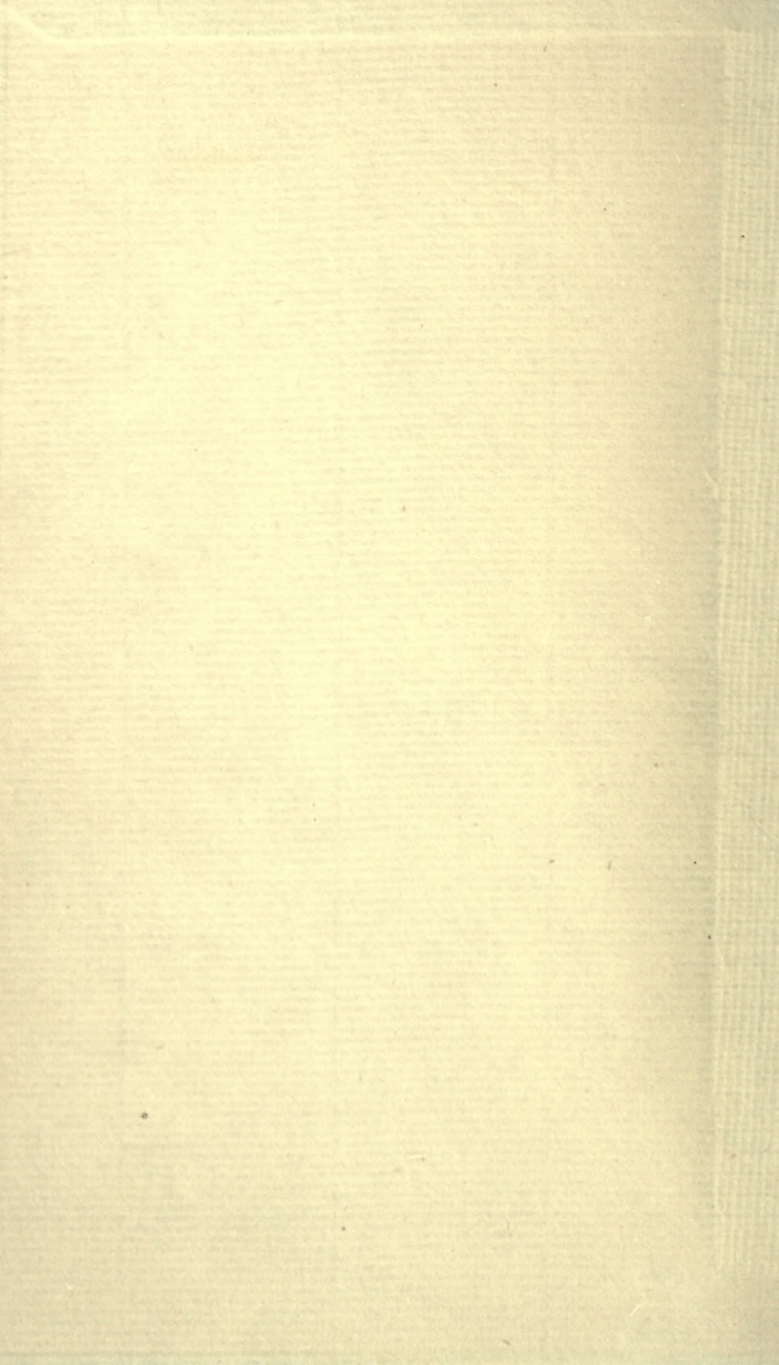
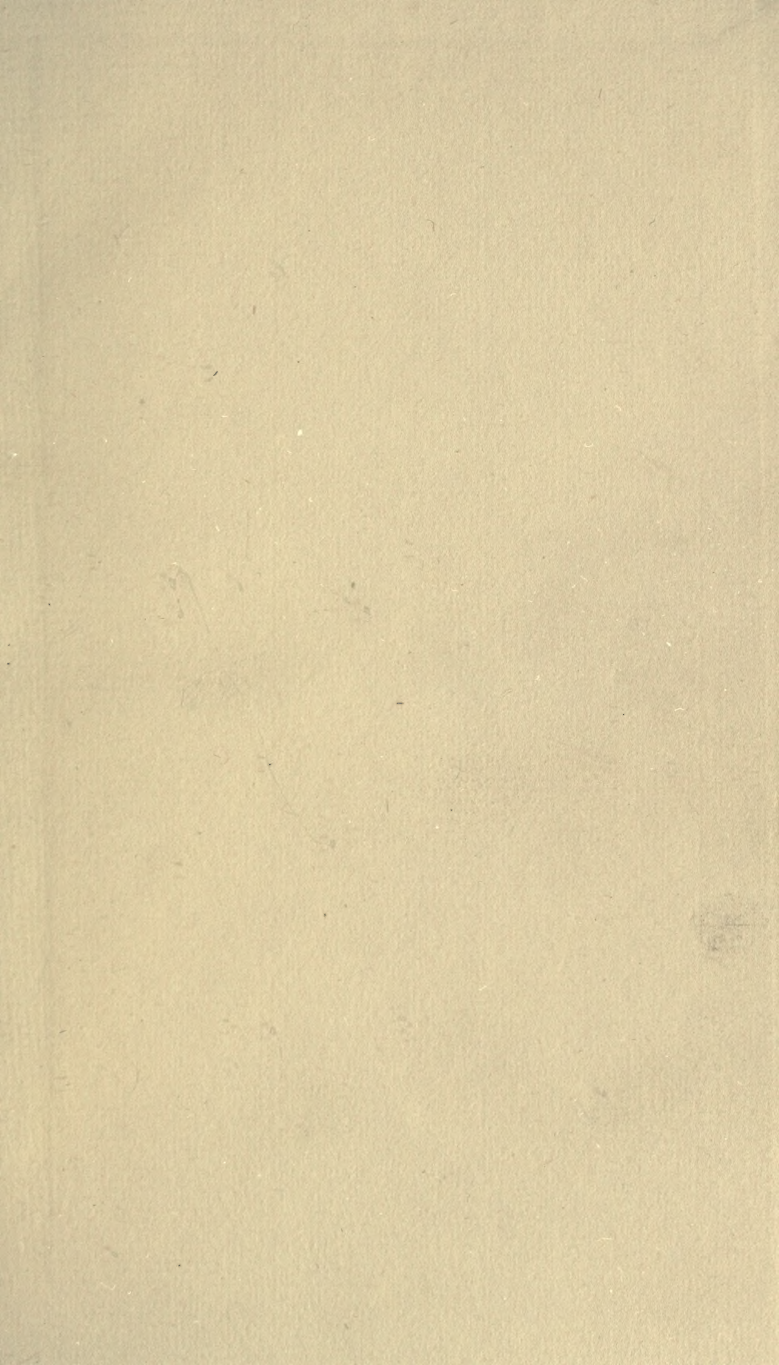
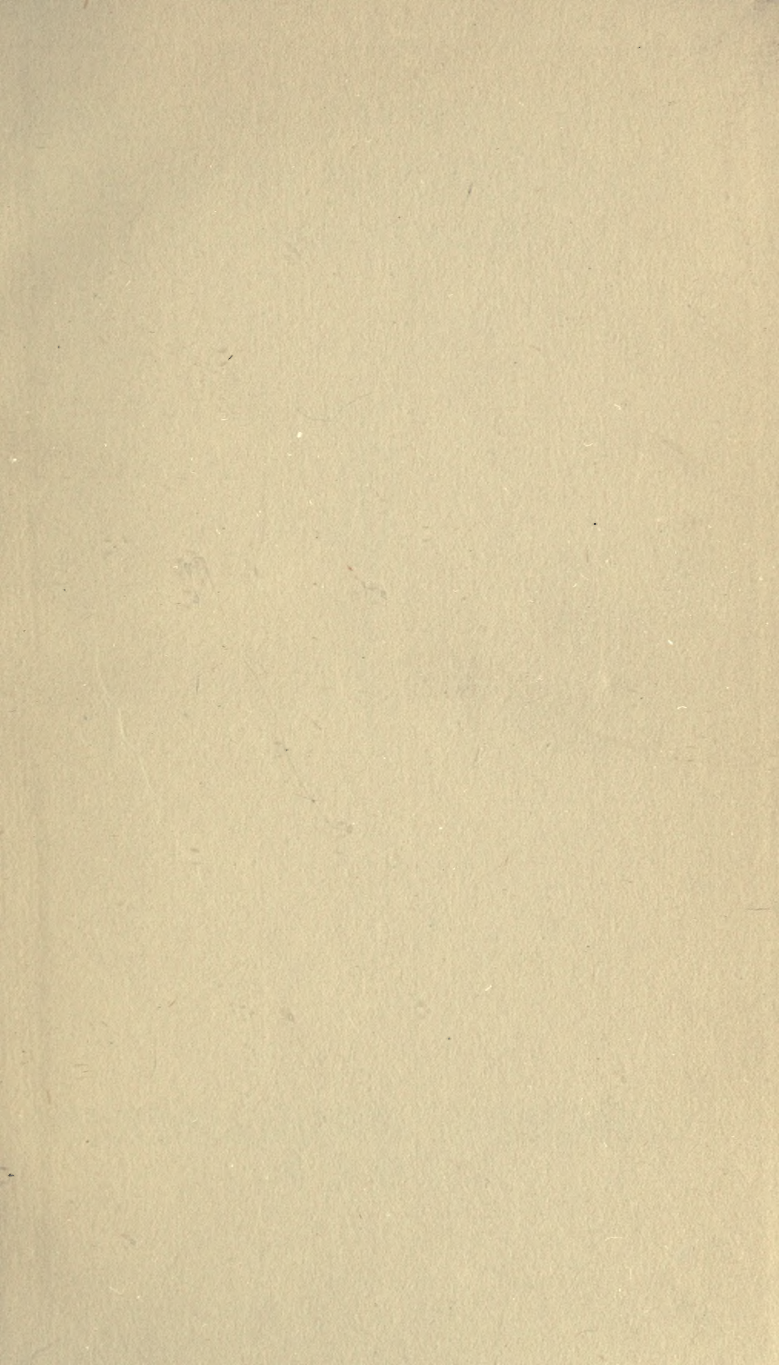

3 1761 05610201 5







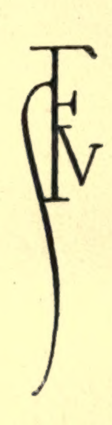






OTTO ERICH HARTLEBENS AUSGEWÄHLTE WERKE

IN DREI BÄNDEN



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN
1911

OTTO ERICH HARTLEBENS AUSGEWÄHLTE WERKE

ZWEITER BAND: PROSA



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN
1911

AUSWAHL UND EINLEITUNG
VON FRANZ FERDINAND HEITMUELLER

INHALT:



DIE SERÉNYI

EIN TAGEBUCH



1. August 1886.

Warum fange ich erst jetzt an, ein Tagebuch zu schreiben?

Ich habe so viel erlebt: so viel Trauriges, so viel Buntes, und nie hatte ich das Bedürfnis, es für mich niederzuschreiben.

Erst heute!

Heute ist mein fünfundzwanzigster Geburtstag. Aber das ist es nicht. Diese runde Summe von einem Vierteljahrhundert — sie imponiert mir gar nicht. Nein, es ist etwas anderes.

Mein Gatte — o Gott! — mein Gatte soll diese Blätter einst lesen.

Ich habe mich heute verlobt — verlobt — —

Mein Herz ist voller und reicher denn je. Mit der Mutter hab ich bis jetzt geplaudert: wir haben uns geküßt und immer wieder geküßt. So froh sind wir selbst damals nicht gewesen, als ich meine ersten Triumphe feierte, meine ersten Kränze aufnahm . . .

Aber nun bin ich allein. Und mein Herz ist noch immer nicht still: es muß noch immer jubeln und von seinem Glücke reden. —

O meine liebe, gute Mutter! Was bist du mir gewesen, wie hast du mich geschirmt, wie hast du mich geliebt . . .

— Schlafe, mein Kind! Wache nicht mehr in deinem Zimmer: Dein Glück gehört dir auch noch morgen, so sagtest du zuletzt.

Ja, Mutter, ich will dir folgen. Ich lege mich nieder — mein Glück gehört mir auch noch morgen!

3. August 1886.

Ich denke noch daran: ich will sie nicht vergessen, jene Zeit.

Der Vater war gestorben, plötzlich — und nun waren wir arm. Ich war siebzehn Jahre alt, verzogen und kindisch — ein Luxusmöbel. Meine Mutter mußte arbeiten.

Ich sitze ihr wieder in dem kleinen Raum gegenüber. Vorgebeugt stickt sie und stickt, ohne aufzusehen, bis ihr die Augen schmerzen und sie die Lampe anstecken muß. Ich aber sitze da mit der Arbeit, die sie mir gegeben, zu der sie mich liebevoll angewiesen hat, und schaue hinaus auf das freie Feld, auf die eingegrenzten, leeren Bauplätze, die wir aus unserer hohen Etage übersehen können. Ich habe keine Vorstellung von Not und Sorge, und lustige Lieder sing ich den ganzen Tag.

Und meine Mutter ist so gut. Sie lächelt und sagt mir nicht, daß ich sündige, daß ich ein unnützes, wertloses Geschöpf bin, welches sich füttern läßt und lieben und der Mutter Arbeit hinnimmt wie ein Recht.

Die Mutter sagt es mir nicht.

Aber ein anderer hat es mir gesagt, und ich werde es ihm gedenken, solange ich lebe.

Armer, kranker Lehrer! Du bist schon lange tot und hast deine Leiden und dich selbst mit ihnen vergessen. Das Gute, das du tatest, vergaßest du schon im Leben, und wenn ich dir in der letzten Zeit eine kleine Freude zu machen versuchte, dann warst du zu Tränen gerührt und

hast deiner ‚kleinen Theaterprinzessin' die Hand so stachlig geküßt, als hättest du dankbar sein müssen!

Ja, du hast es mir gesagt. Ich half dir die Treppen herauf und leitete dich in dein Zimmer, das in demselben Stock wie die unsern lag, und wenn du dich dann erschöpft in deinem Sessel am Fenster niedergelassen hattest, dann lächeltest du so still und dankbar und streicheltest meine wirren Haare.

Aber eines Tages, als du lange mit der Mutter geredet hattest, und ich abends zu dir kam, da drücktest du mir nur ernst die Hand und sahst mich ganz anders an als sonst.

Und dann fragtest du:

— Du liebst deine Mutter, Jenny?

Ich sagte erschrocken: ja.

— Und du hast ein gutes Herz, mein Kind, und viel Verstand. Und du bist auch stark und gesund und hast ein lebendiges, bewegendes Blut.

Ich war beklommen: ich wußte nicht, was du wolltest. Und du fuhrst fort:

— Wo ist deine Mutter?

— In unserm Zimmer.

— Was tut sie?

— Sie arbeitet.

— Für wen? —

Ich besann mich, ich wurde verwirrt: du sahst mich so ernst an. Schließlich sagte ich:

— Für uns.

— Für wen?

— Für sich und für mich.

— Auch für dich?

— Ja, gewiß.

— Weshalb?

Ich wußte wieder nichts. Du aber faßtest meine Hand und sagtest ganz leise:

— Weil sie dich unendlich lieb hat.

— Ich sie auch! rief ich lebhaft, wie zur Verteidigung.

— Das weiß ich: Du liebst sie auch, wie sie dich —: Arbeitest du auch für sie?

— Ich helfe ihr.

— Wenn ihr eßt: wer ißt mehr, deine Mutter oder du?

— Ich.

— Wer schläft länger: Deine Mutter oder du?

— Ich.

— Wer ist kräftiger?

— Ich.

— Wer hat mehr gelernt, deine Mutter oder du?

Ich war betroffen, überrascht ... du sagtest:

— Ich darf so zu dir sprechen. Du hast ein gutes und gerechtes Herz und bist klug. Du wirst auf deine Mutter nicht herabsehen. Aber du hast eine bessere Erziehung erhalten, als sie: Du hast mehr gelernt und bist besser gerüstet. Auch das ist ihre Liebe, auch das ist ihre Arbeit! — Und nun? — Du hilfst deiner Mutter, sagst du: — Hilfst du ihr sehr?

Ich begann jetzt zu begreifen; alles Blut stieg mir in den Kopf. Ich wollte dir meine Hand

entziehen, so sehr schämte ich mich. Du aber hieltest sie fest. Ich stotterte:

— Nein!

— Siehst du, mein Kind! Und ich fühle bereits, daß du das Rechte erkennst — ich habe es gewußt. Und deshalb habe ich zu dir gesprochen. Nicht wahr? Du mußt arbeiten für deine Mutter, wie sie für dich, und mehr noch; du mußt ihr danken — eine siebzehnjährige Sorge. Das Schicksal hat euch rauh angefaßt, aber es hat euch nicht gestrichen aus der Zahl der Glücklichen, solange nicht du dich überhebst und das Glück für immer verscheuchst. — Gib mir auch deine andere Hand, Jenny!

Du faßtest auch diese und drücktest beide. Ich aber schluchzte laut auf und verbarg meinen Kopf an deiner Schulter. —

Du armer, kranker Lehrer!

3. August 1886. Nachts (nach Nanon!).

O Gott, wie sentimental ist der Mensch, wenn er — allein ist.

Ich bin eigentlich gar nicht daran gewöhnt.

Aber mir ist, Herbert, als müßten dir in dieser Zeit auch meine Gedanken gehören, wenn ich fern von dir und für mich bin . . deshalb werde ich dieses Tagebuch führen bis zu dem Tage unserer Hochzeit.

Ach, hätt ich nur mehr Zeit — aber erst Nanon, und dann du und der Wein. . .

‚Du und der Wein.‘ Das find ich nett.

Doch jetzt bin ich todtmüde.

4. August 1886.

Von jener Stunde bis auf die Bretter der Operettenbühne!

Die gute Mutter hat oft geweint, oft den Kopf geschüttelt, und manchmal bin auch ich verzagt geworden. Aber mein alter Lehrer hatte recht: ich habe lebendiges, bewegendes Blut!

Ich habe gesiegt und bin vorwärtsgekommen und habe mir nichts vergeben.

Und nun dieser letzte, dieser unendliche Sieg!

Ein Sieg?

Nein! Das war Gnade. —

Pfui, wie kam ich auf das Wort Sieg?

Das mag die Balleteuse sagen, wenn sie ihren alten Grafen schließlich so kindisch gemacht hat, daß er sie heiratet.

Ich habe nicht danach gestrebt!

Wehe dem, der das so auffaßt —

Aber wehe auch mir, wenn er je . . .

Schlage das Buch zu; du hast heute einen unglücklichen Tag!

5. August 1886

Ich wollte das gestrige Blatt vernichten. Aber nein. Er soll es lesen. Er soll erfahren, wie meine Seele plötzlich zusammengeschreckt ist, als sie auf jenen bösen Gedanken, wie auf eine Schlange, trat.

Und sie verfolgt mich!

Heute abend sang ich die Maritana. Wenn der König dem Zigeunermädel seine Liebe an-

trägt und von allem spricht, nur nicht von der Ehe, dann hat ihm das Zigeunermädel zu antworten:

‚Recht int'ressant,
Recht amüsant,
War das, was ich bisher verstand —
Drum drängt zu hören mich — noch mehr:
O weiter, weiter, lieber Herr!'

Herbert saß in der Loge, und mir, die ich bis jetzt, ohne dabei etwas zu denken, unzählige Male diese Stelle kokett und flott gesungen habe, mir stockte plötzlich der Atem, das Blut stieg mir zu Kopf . . .

Maritana will — geheiratet sein.

O Gott, wenn auch er so von mir dächte . . .

Es wäre mein Tod. — — —

Ja! Ich habe ihn schon lange, lange geliebt! Solang ich hier in Berlin bin. Aber ich habe ihm nichts gezeigt; manchen seiner Kameraden, zum Beispiel Treskow, habe ich vor ihm ausgezeichnet. — Und als er mir seine Liebe gestanden hat, seine Liebe, an die ich glauben mußte, da hat mein Herz überlaut gesprochen — aber ich habe gewartet — und als er schwieg — habe auch ich geschwiegen. Als er aber kam und mir die E h e anbot, da —

O Gott, was habe ich getan!

6. August 1886.

Ich bin die Soubrette — das schöne Mädchen, das sie alle sehn, über dessen Körper sie alle urteilen . . .

Wer denkt sie sich anders als sittlich — irrelevant?

Wer schont in seinen Gedanken ihre Weibesehre?

Wer glaubt an ihre ‚Anständigkeit'? —

Er, er hat daran geglaubt, er glaubt daran!

Ich bedarf dieses Glaubens, wie der Luft, in der ich atme ...

Und habe ich recht gehandelt, daß ich erst dann meine Liebe zugestanden, gegeben habe, als er mir die Heirat bot?

Glauben auch die andern alle?

Und wenn nicht, wird ihn das nicht stetig kränken, vielleicht gar überwältigen? —

7. August 1886.

Ich habe recht gehandelt.

Ich durfte nicht anders.

Meine Mutter!

Und dann — er selbst. Er hätte mich auf die Dauer nicht geachtet, wenn ich seine Geliebte — nur seine Geliebte geworden wäre?

Wir leben in der Welt. Und in welcher Welt!

Er in der der Offiziere, des Adels. Da gilt es als fashionable mit ‚der Serényi' ein ‚Verhältnis' haben, aber für fashionabler, ein solches Verhältnis ‚aufzugeben'.

Und — die ‚Serényi'! Man höre nur, wie die Herren das aussprechen. —

Ich aber lebe in der Welt der Operettenbühne.

Ich habe mich rein gehalten, und es ist noch

keinem gelungen, mich anders als ‚eine Ausnahme' nennen zu dürfen.

Aber — wäre es auch der Mann, dem ich mein ganzes Leben opfern will — die Geliebte des Barons von Hartenstein ist sofort — wie sie alle!

Ich habe recht gehandelt!

An meiner Mutter, an dir, an mir.

10. August 1886.

O die Welt ist so modern!

Heute sprach er davon, daß er seinen Abschied eingereicht hätte.

Er muß des Königs Rock ausziehen: ich bin ja ‚vom Theater'. —

Nun, ich hänge nicht an dieser Uniform: mag er sie gern ausziehen: ich wollte, er könnte alle seine Kameraden mit ausziehen.

Ich liebe nicht den Rittmeister von Hartenstein, ich liebe dich, Herbert!

11. August 1886.

Heute abend waren wir bei Witzleben vom Alexanderregiment.

Ich kann mir nicht helfen, mir sind diese Offiziere jetzt eine unangenehme Gesellschaft.

Solange ich mit Herbert nicht verlobt war, bin ich eigentlich gern in ihrem Kreise gewesen, zumal wenn er darunter war. Sie waren immer artig genug, und ich besitze die Geistesgegenwart, mich zu behaupten. Ich war ungehindert, und meine Stellung war mir klar. Sie wollten

eine fidele Gesellschafterin an mir haben, und meinem Naturell entsprach es, eine solche zu sein. Außerdem entsprach es nicht nur meinem Naturell, sondern auch meiner gottlob vernünftigen und vorurteilsfreien Anschauung vom Leben und vom Frauenleben insbesondere, wenn ich einen freieren und ungenierteren Ton führte, als ihn einer dieser edlen Herren seiner — Gattin würde gestattet haben. Bei mir fand man das völlig in der Ordnung: man achtete mich trotzdem. Man sagte: die Serényi ist eine Ausnahme: so toll und fidel sie sein kann — sie ist anständig.

Das war gut. Ich konnte mit dem Zustand zufrieden sein, und ich kneipte gern mit ‚meinen Offizieren'.

Nun aber führt mich Herbert — als seine Braut in denselben Kreis ein . . .

O, ich habe es wohl bemerkt. Nur die wenigsten, nur die innerlich Vornehmen haben da mir gegenüber den richtigen Ton gefunden. Die meisten sind höchst verlegen gewesen, haben wohl gar einen faden Scherz zu machen versucht. Viele haben gar kein Gefühl gehabt für das Lächerliche, das darin lag, daß sie plötzlich ihr Benehmen gegen mich völlig änderten. Die glaubten mir dadurch die größte Achtung zu erweisen, daß sie ‚die Serényi' auf einmal ganz ignorierten, mich also — mich! — verleugneten, um der Braut ihres Kameraden, des Rittmeisters Freiherrn von Hartenstein, gerecht zu werden.

Und ich? Ja, ich will es mir nur offen gestehen, auch ich habe den Ton nicht gefunden.

Ich dachte zu oft daran: wie würde sich ein Mädchen aus Herberts Gesellschaft jetzt an deiner Stelle benehmen?

Und dann kam mir der quälende Gedanke: sie würde überhaupt nicht hier sitzen, als einzige ‚Dame' unter acht Herren, in der Wohnung eines Junggesellen Bowle trinkend.

Und dann — aber ich hoffe, das war nur Einbildung — öfter, wenn ich sprach, war es mir, als wenn die Augen Herberts mit einer gewissen kontrollierenden Sorge auf mir ruhten, als wollte er mir zuflüstern: bedenke deine Stellung, mein Kind.

O, das ist schrecklich!

Die Unbefangenheit, die Sicherheit, mit der zu leben mir Bedürfnis — die sollte ich jetzt für alle Zeiten eingebüßt haben; ohne sie sollte ich weiter leben?

Das wirst du nicht von mir fordern, Herbert.

Du hast mir gesagt, du wolltest mich in deine Gesellschaft mit der Zeit einführen — dachtest du dabei, das wäre ein Ziel meines Ehrgeizes? Dachtest du . . .

Wieder die marternden Zweifel!

12. August 1886. Nachts.

Himmel, ist dieser Tiergarten schmierig. Ist das noch Grün — diese schmutzverklebten Blätter? ‚Wieder nicht abgestäubt!' würde meine Mutter zur Stadtverwaltung sagen.

Aber sie war doch so schön, diese Fahrt in den Abend mit meinem lieben, lieben — gibt es ein entsetzlicheres Wort als ‚Bräutigam'?

Es war schön! Die Kulissen sind noch garstiger, als diese staubigen Bäume.

Wir fuhren bis nach Charlottenburg hinein, dann links ab bis zur Kurfürstenstraße und dann wieder hinein: es wurde dunkel, und Witzleben, der Major, erwartete uns bei Dressel.

Ich war fidel, den ganzen Abend. Wir scherzten, wir neckten uns — aber auf einmal fragte er:

— Sag mal, Kind: hast du dich nun früher mit Treskow auch so gut unterhalten?

Ich war frappiert: das klang so zögernd, so eigen, als wollte er in scherzhaftem Tone eine ernste, schwerwiegende Frage tun.

— Glaubst du denn, daß zwischen Treskow und mir —

— Mein liebes Kind, wenn ich das glaubte, was manche meiner Kameraden glaubten, dann — dann würde ich mich nicht mit dir verlobt haben. Aber, das wirst du doch gewiß nicht leugnen wollen, daß Treskow in deiner Gunst höher gestanden hat, als irgend ein anderer, und daß du mit ihm lieber verkehrt hast, als mit uns allen, das heißt — eine Zeitlang, nachher war es dann plötzlich vorbei.

Ich schwieg — o, erbärmliche Lüge, elende Feigheit! Hätt ich doch gesprochen!

Wenn du wüßtest, Herbert! — —

Nun — ich vergaß jenen peinlichen Moment und will ihn auch vergessen.

Aber ich war doch ernster geworden und erzählte ihm nun leise von den Zweifeln, von den Sorgen, die ich mir machte ...

Er streichelte meine Hand.

Schließlich schwärmten wir von unserer spanischen Reise ...

,Berlin, 12. August 1886.

Mein liebes, teures Mädchen!

Deine Sorge ist ganz unnötig. Verschiedene Kameraden haben mir gesagt: Du würdest Dich ganz vorzüglich hineinfinden. Treskow sagte, er habe deutlich bemerkt, wie fein Du bereits gestern bei Witzleben Deine veränderte Stellung markiert hättest.

Habe nur Mut und Selbstvertrauen, mein großes, kluges Kind!

In herzlicher Liebe

Dein Herbert.'

Der Brief hat mich sehr traurig gemacht. Er versteht mich nicht. Alle die Kämpfe und Zweifel, welche jetzt so gewaltsam meine Brust bewegen, deutet er nur auf die Sorge, ob ich mich auch fähig fühle, den Kampf mit seiner Gesellschaft aufzunehmen, mich in ihr zu behaupten. — —

Und dieser Herr von Treskow ...

Fühlt er denn nicht, daß das mein Todfeind ist, daß der mich blutig haßt, daß es der bissigste Hohn ist, wenn er von mir sagt: ,er habe deut-

lich bemerkt, wie fein ich — meine veränderte Stellung markiert hätte.'

O wenn du wüßtest, Herbert!

13. August 1886. Abends.

Du sollst es wissen. Wenn du dieses liest, darfst — ja, mußt du es vielleicht wissen.

So höre denn, Herbert.

Dieser Herr von Treskow, dein Kamerad und teurer Freund, liebte — was sage ich! — begehrte mich.

Und er hat dies Gefühl nicht stolz und ehrlich wie du in der Brust getragen, hat dann nicht stolz und ehrlich davon zu mir gesprochen — er hat mich überlisten, er hat — mich zwingen wollen.

Es war etwa vor einem halben Jahr.

Die Geschichte ist unglaublich einfach und doch entsetzlich raffiniert.

Ich hatte damals gerade angefangen, mit dem Kreise von Offizieren zu verkehren, dem du angehörtest. Die Herren waren stets sehr liebenswürdig, saßen stets in der Proszeniumsloge, applaudierten, als wenn ich sie bezahlte, und ließen mir mit Vorliebe Kränze werfen an Stellen, wo sie absolut nicht hingehörten. Fast regelmäßig waren wir nach dem Theater noch zusammen, meist im Restaurant, oft auch schon in den Wohnungen der einzelnen.

Treskow war damals mein eifrigster Verehrer, und der große, schöne und geistreiche Mensch wurde von mir in harmloser Weise bevorzugt.

Auch bei ihm waren wir schon öfter zusammen gewesen.

Eines Tages nun, als ich im Theater nichts zu tun hatte — die Geistinger sang an dem Abend meine Rolle als Gast —, erhalte ich gegen Abend durch einen Dienstmann einen Brief von etwa folgendem Wortlaut: ‚Gnädigste Sirene! (Dieser Wortwitz war natürlich allgemein.) Verzeihen Sie, wenn ich heute etwas brevi manu handle. Der glorreiche Gedanke, heute abend bei mir einmal wieder jene ehrwürdige Gemeinde zu versammeln, welche sich in meinen heiligen Hallen stets so wohl gefühlt hat, ist mir erst heute nach Tisch gekommen. Ich glaube, es kam davon, daß ich eine bessere Zigarre geraucht habe, wie sonst. Ich habe nun noch schleunigst auf den Flügeln der Dienstmänner die nötigen Einladungen ergehen lassen und natürlich zunächst an Sie, meine gnädigste Sirene, gedacht. Ich weiß, Sie werden einem vereinsamten Waisenknaben nicht die einzige Freude, die er vom Leben hat, verkümmern, die Freude nämlich, seine — Freunde (!) um sich zu sehen. Ich weiß, Sie werden um acht Uhr eine jener mit Recht auch in weiteren Kreisen so beliebten Droschken kommen lassen und vor das Ihnen hoffentlich in guter Erinnerung stehende Haus in der Kurfürstenstraße vorfahren!

Nicht wahr?

Womit ich bin und bleibe

Ihr hoffentlich nicht immer gefesselter

Odysseus, Heinz v. Treskow.‘

Der Brief war in demselben Tone geschrieben, wie seine früheren Einladungen. Zeit und Ort waren die gewöhnlichen, die Plötzlichkeit der Einladung glaubhaft motiviert.

Ich fuhr also hin.

Als ich an seiner Tür in der zweiten Etage geklingelt hatte, frappierte es mich, als er persönlich mir die Tür öffnete, und zwar so schnell, als wenn er bereits hinter derselben gestanden hätte.

— Ah, Sie, meine Teure! Die erste! Comme toujours: auch zeitlich. Bitte, treten Sie näher.

Arglos trat ich in sein Zimmer. Ich kannte es kaum wieder: der Kronleuchter war nicht angesteckt, sämtliche Vorbereitungen zu einer Gesellschaft fehlten. Eine kleine, geschmackvolle Petroleumlampe mit einem grünen Schleier beleuchtete knapp den Tisch, das Sofa, die Sessel. Auf dem Tisch standen — zwei Gläser und eine Flasche Sekt im Kübel. Im Fenster sah ich noch einige silberne Flaschenhälse.

Ich war zunächst noch immer arglos. Ich setzte mich auf seine Aufforderung in einen Sessel und sagte lächelnd:

— Nun? heute wollen Sie wohl einmal zeigen, was Ihre Räume an traulicher Behaglichkeit leisten können?

Er trat einen Schritt näher und sagte mit eigentümlich heiserer Stimme:

— Allerdings!

Er betonte das so seltsam, daß ich verlegen wurde.

— Sie müssen nämlich wissen, meine liebe Freundin, daß meine Kameraden sämtlich haben absagen lassen. Ein komischer Zufall, aber mir so günstig . . .

Da ward es mir klar.

Einen Augenblick erstarrte mir das Blut.

Aber im nächsten war ich, ohne ein Wort zu sprechen, aufgesprungen und hatte den Türgriff in der Hand —

Hahaha! Er lachte auf — die Tür war zugeschlossen. Er hatte den Moment benutzt, wo ich ihm beim Eintreten den Rücken zugewandt hatte.

Mit ironischer Ruhe faßte er meinen Oberarm: ich fühlte seinen sanften, aber unwiderstehlichen Druck — ich fühlte: ich war wehrlos gegen diesen Mann.

Er zwang mich wieder in den Sessel, schob einen andern für sich daneben und hielt mich nun am Arm fest.

— Meine liebe Freundin! Welches Mißtrauen gegen mich! Habe ich Ihnen dazu jemals Veranlassung gegeben? Ich dächte nicht. — Aber abgesehen davon, möchte ich Ihnen unnütze Mühe sparen. Sehen Sie: mein Bursche hat heute zu seiner großen Freude frei bekommen. Das Haus ist gottlob solide gebaut — kurz: Sie werden mir zutrauen, daß ich keinen Staatsstreich riskiere ohne genügende Garantie des Erfolges. Nicht wahr? Ich glaube nicht, daß Sie mich für einen Dummkopf halten.

Ich schwieg und überlegte. Mit Gewalt war

nichts auszurichten: dieser Mann war zu allem entschlossen. Die List blieb mir, die Überredung, die Gewalt der Seele.

Und ich lächelte und reichte ihm die Hand:

— Sie sind ein Genie. Mein Kompliment. Aber fürchten Sie nichts von mir: woher wissen Sie, daß ich überhaupt fort will von Ihnen?

— Weil Sie vorhin aufsprangen.

— Ja, das tat ich, weil Sie gelogen, sich überhaupt unwürdiger Mittel bedient haben — aber woher wissen Sie, daß ich nicht gekommen wäre, wenn Sie wahrheitsgetreu geschrieben hätten: Meine liebe Sirene, kommen Sie heut abend zu mir — zu mir allein und trinken Sie ein gemütliches Glas Sekt mit Ihrem Odysseus!

Das zog.

Er küßte meine Hände und stammelte:

— Meine liebe Sirene!

— Und nun schenken Sie mir ein!

Er schenkte nun den Wein ein, und wir unterhielten uns heiter und ungezwungen.

In jener Stunde habe ich erfahren, wie viel es wert ist, wenn man schauspielern kann.

Ich bin damals so kokett gewesen, wie nie. Es blieben mir wenige Stunden, und in ihnen mußte ich diesen Mann bändigen. Ich mußte ihn so mein eigen machen, daß er mir selbst die Türen wieder aufschloß, die er vorher geschlossen hatte: ich mußte ihn meine Liebe völlig glauben machen!

Wahrlich eine Aufgabe, wohl wert des besten Künstlerschweißes!

Und — glaube mir, Herbert! — sie wäre mir gelungen.

Im Vertrauen auf meine aufrichtige Liebe zu ihm, hätte mich Treskow, der kein innerlich roher Mensch ist, schließlich den Abend unbehelligt gehen lassen und in Zukunft hätte ich mir schon selber geholfen.

Aber ich brauchte nicht bis zu diesem Ziele zu arbeiten: ein glücklicher Zufall kam mir schon vorher in ungeahnter Weise zu Hilfe.

Treskow wurde zahm, er behandelte mich galant, aber mit Ehrerbietung, wie immer.

Er zeigte mir seine Bilder, einige Bücher und was er sonst an sehenswerten Sachen in seiner wohlausgestatteten Junggesellenwirtschaft aufgestapelt hatte.

Darunter war auch eine Waffensammlung.

Die altertümlichen und fremdländischen Dolche, Säbel und Schwerter hingen in gefälliger Ordnung an der Wand über dem Sofa. Wir knieten beide friedlich nebeneinander, und er erklärte mir bei jedem Stück, das er herunternahm, die Bestimmung, die Herkunft und wie er es erworben hatte.

Sein Bruder war Seeoffizier und hatte ihm viele der seltsamsten Mordinstrumente von seinen Reisen mitgebracht. Wir lachten noch besonders über ein paar jener ‚Bauchaufschlitzer', welche in der köstlichen Szene bei Sardou solch wichtige Rolle spielen.

— Die passen eigentlich für unsere Situation, sagte ich lachend.

— Wieso? fragte er fast erschrocken.

— Selbst wenn ich anfangen müßte. Sie wissen doch: zwei Menschen, die sich über eine vitale Frage durchaus nicht einigen können — in China, die setzen sich hin und würfeln — pardon knobeln — wer — ‚anfangen soll' — in China. Dann ist es Ehrenpflicht des andern, sich auch zu töten.

— Aber, meine liebe Sirene: wie kommen Sie auf so tragische Gedanken? Ich bitte Sie . . .

— Ja: so ist das in China.

Wir knieten noch immer nebeneinander auf dem Sofa. Er war ernst geworden, und ich fühlte, wie meine Kräfte, denen ich in der verflossenen halben Stunde nichts Geringes zugemutet hatte, anfingen zu erlahmen: die Furcht, meine Rolle nicht ausspielen zu können, doch vielleicht noch — ich war einer Ohnmacht nahe. Um mich bei Bewußtsein zu erhalten, wiederholte ich mechanisch:

— Ja: so ist das in China, und wandte meine Aufmerksamkeit wieder den Waffen zu.

— Uns ist das zu häßlich, dieses Bauchaufschlitzen: pfui! Wenn wir auch den physischen Mut dazu hätten: der ästhetische würde uns mangeln. — — Sind die niedlich!

Es waren ein paar kleine Revolver, die direkt über dem Sofa hingen.

— Sind sie geladen?

— Jawohl! sagte er und machte sie los, indem er mir einen davon reichte.

— Ein Geschenk von Hartenstein. ‚Schenk

den einen davon deiner Liebsten,‘ schrieb er mir dabei. Sieht aus wie eine niedliche Spielerei: aber beachten Sie das Kaliber: gefährlich, was? —

Als ich deinen Namen hörte, Herbert — ich liebte dich schon damals, wie heute — und als ich den bequemen Elfenbeingriff so in meiner Hand fühlte, da waren plötzlich wieder alle meine Kräfte bei mir.

Ich stand auf und trat langsam, um ihm nicht aufzufallen, vor den Tisch, der nun zwischen uns stand.

Ich richtete mich auf und sagte mit wahrer, fester Stimme:

— Herr Baron! Wir leben nicht in China und schlitzen uns nicht den Bauch auf. Aber es gibt auch bei uns Güter, die man mit dem Leben verteidigt — soll ich ‚anfangen‘? —

Treskow lachte.

— Sie sollten zur Tragödin umsatteln, meine Teure!

Da faßte mich eine namenlose Wut gegen diesen Menschen: alles, was ich zurückgehalten hatte, stieg in mir auf — ich erhob die Hand und schoß auf ihn.

Der Schuß ging fehl: er schlug in ein Bild. Das Glas fiel klirrend zu Boden: es wurde still.

Eine Sekunde standen wir uns schweigend gegenüber: Todfeinde.

Ich hatte die Besinnung nicht verloren. Der Schuß mußte seine Schulter fast gestreift haben. Ich wußte, das nächste Mal würde ich nicht

fehlen. Und ich achtete auf jede Bewegung seiner Hand.

Da legte er den Revolver auf den Tisch und sagte langsam, fast mühsam, mit einer Stimme, wie ich sie noch nicht von ihm gehört hatte:

— Den Schuß könnte man im Hause gehört haben: man könnte vielleicht kommen. Ich muß mich daher leider der Ehre Ihres Besuches berauben. Sie kennen die kleinlichen Anschauungen der Menschen. Darf ich Ihnen übrigens den kleinen Revolver, den Sie eben probierten, als ein Andenken verehren: es würde mich freuen, wenn Sie eine Erinnerung an diese Stunde behielten!

Er ging zur Tür: ich wich zwei Schritt zurück und ließ ihn nicht aus den Augen. Ich erwiderte:

— Ich würde Sie schon selbst um diese Freundlichkeit gebeten haben: es würde mir schwer werden, diese niedliche Waffe gerade jetzt wieder aus der Hand zu legen. Ich danke Ihnen also vielmals.

Er hatte die Tür aufgeschlossen. Ich setzte meinen Hut auf und nahm mein Jakett unter den Arm.

Er trat mit eigentümlichem Lächeln zwei Schritt von der Tür zurück: ich, gegen ihn gewandt, ging rückwärts zur Tür hinaus.

Auch ich mußte lächeln.

Auf dem Korridor war es dunkel. Er kam mit der Lampe, stellte sie auf den Tisch und schloß nun auch die Flurtür auf.

Ich ging hinaus: an ihm vorbei.

Als ich draußen stand, reichte er mir die Hand und sagte:

— Besten Dank für Ihren Besuch, Sirene!

Ich nahm die Waffe in die linke Hand und gab ihm die rechte:

— Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen?

— Mein Ehrenwort. Wie das Grab.

— Besten Dank für Ihren Revolver.

14. August 1886.

Er liegt vor mir: er soll mich nicht verlassen, so lange ich lebe.

Dieser zierliche Elfenbeingriff mit den silbernen Nägeln — oft nehme ich ihn in die Hand und schwelge in dem eigentümlichen Machtgefühl, das mich dann durchströmt.

Der Mensch ist frei — ich genieße mein Selbstbewußtsein mit dieser Waffe in der Hand.

Und wie wunderbar die Fügung. Von dir stammt dieser Retter aus höchster Not: ist es nicht, als wärest du mir damals beigesprungen?

Du, mein lieber, lieber Mann!

15. August 1886. Vormittags.

Was tut der Mensch nicht, um den ‚Eklat zu vermeiden' — pfui!

Wenn ich bedenke, daß ich noch heute ruhig mit Treskow verkehre — in der Gesellschaft; daß ich beispielsweise heut abend zu ihm — in dieselbe Wohnung gehen werde; daß er mich voraussichtlich beim Singen begleiten wird . . .

Vier Wochen allerdings habe ich damals den Kreis gemieden — dann war es Herbert selbst, der mich bestimmte.

Beim ersten Wiedersehen lächelten wir uns beide ironisch an: ich sah den Haß in seinen Augen leuchten, und mir war es, als müßte ich nach einer Waffe greifen . . .

Aber seitdem — ein wunderbares Gesellschaftstier ist der Mensch: wir können zusammen verkehren, plaudern, lachen, als wäre nie etwas geschehen zwischen uns.

Und heute Abend!

Es ist das erstemal seitdem. Mit jener wunderbaren Delikatesse, die ihm eigen ist, hat er es bis jetzt zu umgehen gewußt, daß man sich bei ihm versammelte.

O diese wunderbare Delikatesse!

Die war es auch, die ihn damals, als wir uns auf Leben und Tod gegenüberstanden, bewog, mir den Revolver zu schenken, den ich, falls er diese Höflichkeit nicht gehabt hätte, so — ohne Recht daran, hätte mitnehmen müssen. Das hätte mich — genieren können, und deshalb — schenkte er mir die Waffe!

O Herr von Treskow: ich werde heute abend mit Ihnen anstoßen auf — die Delikatesse!

15. August 1886. Nachts.

O Gott! mein Gott!

Mein Herz klopft, und das Blut kocht noch in meinen Adern: aber ich fühle schon, wie jenes entsetzliche Ermatten vor dem Über-

mächtigen, vor dem Schicksal sich meiner bemächtigen will.

Und davor hab ich Furcht — eine grauenhafte Angst. —

Aber nein . . . nein! Du mein lebendiges, bewegendes Blut, erstarre nicht — den Kopf hoch, Jenny!

Ich will austoben lassen, was mich so bewegt: Zug für Zug will ich das Bild, vor dem ich schaudere, wieder vor mich hinmalen, und so versuchen, diesen drückenden Schmerz zu lindern.

Sei es denn vorweg gesagt, das Schreckliche: Herbert — zweifelt an mir. — — —

Ich will erzählen.

Wir waren um acht bei Treskow: neun Personen.

Als ich eintrat, waren erst Witzleben und Meinstorff da und saßen in demselben kleineren Zimmer, bei derselben kleinen Lampe mit dem grünen Schleier da. — Ich erkämpfte mir Fassung: und als die Herren sich erhoben und Treskow auf mich zukam, vermochte ich sogar lächelnd zu sagen:

— Sie glauben nicht, Herr Baron, wie angeheimelt ich mich hier fühle.

Er erwiderte:

— Ja, mein gnädigstes Fräulein: diesen bescheidenen Lichteffekt habe ich auch eigens in Rücksicht auf Ihren Geschmack gewählt.

Allmählich kamen die andern. Ich sah mich inzwischen im Zimmer um. Zwei Veränderungen!

Das Bild, das ich zerschossen hatte, hing nicht mehr da: statt dessen ein neues kleines Ölbild in Riesenrahmen: und — die beiden Revolver hingen nicht mehr über dem Sofa.

Aha! Es würde auffallen, daß das Paar getrennt ist. Dabei fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, meinen Revolver zu Hause wieder wegzuschließen. —

Es waren schon alle eine Zeitlang versammelt, da erschien schließlich Herbert.

Seine Stirn war trübe, seine Stimme klang eigentümlich kalt, als er sagte:

— Liebe Jenny, ich komme so spät, weil ich bei dir vorgefahren war, um dich abzuholen. Du weißt, ich wollte dir die Bücher bringen.

— Welche Bücher?

— Du weißt doch: Hopfen.

— Ah richtig. Daran hatte ich gar nicht mehr gedacht. Du bist zu aufmerksam, Herbert. Jede Laune —

— Ich habe die Bücher auf deinen Schreibtisch gelegt.

Damit wandte er sich ab. Ich verstand ihn nicht; ich dachte: ärgert er sich, weil ich allein gekommen bin?

— Sie konnten es gar nicht abwarten, nicht wahr?

Witzleben sagte das mit seiner Majorsstimme.

— Sie konnten es gar nicht abwarten, zu Kameraden zu kommen . . . zumal zu Treskow, was? — Donner . . . Pardon, gnädigstes Fräulein — wenn ich zurückdenke: vor einem halben

Jahre — ich hätte geschworen, daß Treskow mal der Glückliche sein würde. Damals gut Freund, was?

— Es schien so, Herr Major . . .

Herbert mußte jedes Wort gehört haben. — Wir setzten uns im angrenzenden Zimmer zu Tisch.

Ich saß zwischen Herbert und Treskow.

Herbert war einsilbig. Und weil ich glaubte, er wolle, wie oft, nur angeregt sein, um in gute Laune zu kommen, unterhielt ich mich um so lebhafter mit Treskow, der heut abend sein gesellschaftliches Talent glänzend entfaltete

Ich suchte Herbert in das allgemein werdende Gespräch hineinzuziehen: er lehnte das so auffallend ab, daß ihn verschiedene fragten, ob er nicht ganz wohl sei.

Er sprach von Kopfweh. —

Später, nach dem Essen, wurde ich an den Flügel gezogen und mußte singen.

‚Was nur das Herz Aphrodites bewegt,
Daß sie der Tugend — der Tugend nur —
Fallstricke legt!'

Ich sah bei dem Refrain nach Herbert, um, wie so oft, durch mein Lächeln sein ernstes Gesicht zu erhellen.

Er wandte den Kopf ab. —

— Nun noch mein Lied! bat Treskow, der am Klavier saß: — Bitte, ja?

Es war ein kleines, entzückendes Lied, von einem ihm befreundeten früheren Kameraden gedichtet und von Treskow komponiert.

— Das müssen Sie singen, Herr Baron, aber ich werde Sie begleiten.

Ich hatte es zwar schon einige Male gesungen, so widersinnig das dem Texte nach auch war, heute aber war mir die Lust vergangen. Ich setzte mich hin, und er sang:

‚Nun lös ich sanft die lieben Hände,
Die du mir um den Hals gelegt:
Daß ich in deinen Augen fände,
Was dir das kleine Herz bewegt! . . .‘

Als das Lied zu Ende war, sah ich mich nach Herbert um. Er war hinausgegangen. —

Schließlich saßen wir wieder alle in dem kleineren Zimmer um den runden Tisch herum.

— Ich würde das Gas anstecken, sagte Treskow, — wenn nicht unsere allverehrte Sirene vorhin ausdrücklich erklärt hätte, diese Beleuchtung heimelte sie an. Nicht wahr?

— Sie sind stets zartfühlend, Herr Baron!

So saßen wir: ich und Witzleben im Sofa; neben mir auf einem Stuhl Treskow; an der andern Seite des Tisches Herbert neben Schlüter: jeder ein Glas Rotwein vor sich. —

Ich wunderte mich, als Herbert plötzlich gesprächig wurde. Er redete von dem neuen Repetiergewehr. Ich hatte gar nicht geglaubt, daß er sich so sehr für Schießwaffen interessierte. Jedesmal, wenn das Gespräch auf etwas anderes überging, kam er mit Konsequenz auf das alte Thema zurück. Das schien auch Treskow aufzufallen, und er sagte leise zu mir, während Herbert noch sprach:

— Wenn ich nicht wüßte, gnädiges Fräulein, daß Sie ausnahmsweise eine besondere Sympathie für gute Schießwaffen haben . . . übrigens warten Sie nur! Sie kennen doch das Sprichwort: spiele nicht mit Schießgewehren, denn es fühlt wie du —

— Du, Treskow! Herbert rief das ganz plötzlich laut über den Tisch: — sei doch so gut und gib mir mal die beiden kleinen Revolver, die ich dir voriges Jahr schenkte. Daran kann ich euch das zeigen, wandte er sich an die andern, zu denen er gesprochen hatte.

Treskow zog den Kopf, den er etwas gegen mich vorgebeugt hatte, zurück und schwieg einen Augenblick, als hätte er nicht verstanden, so daß Witzleben ihm zurief:

— Du, Treskow: die Revolver von Hartenstein!

— Ja . . . ja! sagte er: — laß nur, ich besinne mich, wo ich sie habe.

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

Mir schlug das Herz.

— Ach so! Ja, weißt du, lieber Hartenstein, die habe ich in meinem Schlafzimmer in einem alten Sekretär vergraben. Es würde mir Mühe machen, sie jetzt hervorzusuchen — können es nicht ein paar andere sein: irgendein gewöhnlicher Revolver?

— Nein, sagte Herbert fast rauh. — Bitte, sei so gut und hol sie mal her.

— Na, fix doch, Treskow! Er scheint sich weiß Gott vor seinem alten Sekretär zu fürchten!

Witzleben lachte am lautesten über seinen Scherz. Während des Lachens ging Treskow hinaus: es sah in der Tat so aus, als wenn er sich fürchtete.

— Ist der Kerl faul! rief Meinstorff. — Ich werde mal seinen Platz einnehmen: ich glaube, gnädiges Fräulein, das macht Ihre Nähe . . .

Als Treskow mit einem in Leder gebundenen Kästchen wieder ins Zimmer trat, machte er ein vergnügtes Gesicht und sagte heiter zu Herbert:

— Weißt du, Hartenstein, jetzt ist mir erst eingefallen, weshalb ich dein liebes Geschenk so verbannt habe: ich habe nämlich ein sehr schlechtes Gewissen: sieh hier —

Er klappte den Deckel auf.

Herbert fuhr zurück, als sähe er etwas Furchtbares.

Die anderen lachten laut auf darüber.

Mir stockte der Atem.

— Mir ist nämlich der eine der beiden auf eine verflucht dumme Art und Weise abhanden gekommen. Weibergeschichte . . . kann auf Ehre nicht erzählen! — Aber kannst mir glauben, lieber Hartenstein, daß ich ein Geschenk von dir nicht ohne wirklich zwingende Gründe aus der Hand geben werde. Nicht wahr? — Schriebst mir ja außerdem damals: ‚Schenk den einen deiner Liebsten . . .'

Alle lachten verständnisinnig.

— Übrigens, fuhr er fort, — was du zeigen wolltest — wolltest du uns nicht etwas zeigen?

— nun, das kannst du ja an diesem einen ebensogut. Nicht wahr?

Herbert antwortete nicht.

Er hatte auf den halbleeren Kasten gestiert und erhob sich jetzt wie ein alter Mann, indem er sich auf den Tisch und die Lehne des Stuhles stützte.

Die anderen sahen ihn erstaunt an.

— Mir ist nicht wohl, sagte er langsam. — Laßt mich nach Hause gehen ... —

In bebender Empörung, in zitternder Angst war ich allem: jedem Wort, jeder Bewegung gefolgt.

Mir war jetzt alles klar: Herbert hatte zu Hause auf meinem Schreibtisch den Revolver gefunden, er hatte einen häßlichen Verdacht geschöpft, er hatte sich vergewissern wollen — und nun ...

O du Feigling, du Feigling! rief ich mir zu, kannst du jetzt nicht aufstehen und die Wahrheit sagen ...

Um abermals den Eklat zu vermeiden, kannst du ihn auch nur eine Minute in diesem schmählichen Verdacht lassen?

Nein ... Nein!

Und ich stand auf — Treskow erbleichte.

— Herr Baron, Sie können jene Weibergeschichte auf Ehrenwort nicht erzählen — nun wohl, so werde ich den Herren —

— Schweig!

Herbert schrie es in furchtbarster Wut.

Er hatte die andern rücksichtslos beiseite geschoben und stand nun bebend, mit geballten Fäusten, dicht vor mir.

Der furchtbarste Anblick in meinem ganzen Leben!

Meine Knie wankten: ich fiel in das Sofa zurück und wurde ohnmächtig — ohnmächtig!

Als ich wieder zu mir kam, waren nur noch Witzleben und Treskow anwesend — es war mir, als hätte Herbert in der dunklen Tür gestanden und sie gerade jetzt bei meinem Erwachen leise hinter sich geschlossen.

Mein Gesicht, meine Haare waren feucht ...

Ich stieß Treskow von mir!

Witzleben brachte mich in einen Wagen und fuhr mit mir nach Haus.

Wir sprachen beide kein Wort.

Nur einmal sagte der Major mit bewegter Stimme:

— Weinen Sie doch, liebes Fräulein ...

Ich konnte nicht.

16. August 1886.

Heute abend sing ich die schöne Helena.
— — — — — — — — — — — — —

Auch vom Wahnsinn und vom Tode sagt man — sie grinsen ...

16. August 1886. Nachts.

Er war nicht im Theater. Das war mir ja eine Erleichterung — aber auch sonst nichts, nichts: kein Brief, keine Nachricht ...

Die Mutter fragt: was ist mit Herbert, der hat ja heute gar nichts von sich hören lassen?

— Er hat es mir schon gestern gesagt, Mutter: er ist heute beschäftigt.

Arme Mutter!

17. August 1886.

O jetzt habe ich Zeit, an meinem Tagebuch zu schreiben — viel Zeit. — —

Herbert kommt nicht; er schreibt nicht ... ich habe Zeit. — —

Die Lüge, die Lüge, die erbärmliche Lüge knechtet uns alle! Und manchmal reckt sie sich übermütig, trotzend auf ihre Macht, empor und zerschmettert einen ihrer Sklaven!

Lüge war es, die mich trieb, damals die Gemeinheit dieses Menschen zu vertuschen: Lüge und Furcht vor der Lüge.

Die Lüge zwang Herbert zu jenem furchtbaren ‚Schweig', und wenn ich jetzt wirklich schweige und nicht zuerst wieder zu Herbert komme, um ihm alles zu erklären — ist nicht auch das Lüge? —

Aber ich will mich empören: ich will Stolz und falsche Scham, Herkommen und — gerechte Entrüstung niedertreten und will an ihn schreiben.

Sogleich! Sogleich! —

17. August 1886. Abends.

Er hat meinen Brief. Ich habe ihm alles gebeichtet. O nun muß ja auch alles gut werden!

Wozu diese großen Schmerzen, diese wilden

Klagen, diese bangen Zweifel — ich übertreibe mir alles, ich empfinde es viel zu schwer. —

Aber aus welchem Grunde?

Weil ich dich liebe, nur weil ich dich grenzenlos liebe, Herbert, und weil ich alles nun auf dieses Eine gesetzt habe!

Wenn ich den Glauben in deiner Seele verlöre, ich könnte nicht leben länger . . .

Und ich lebe so gern!

18. August 1886. Morgens.

Keine Antwort — o Gott!

— — — — — — — — — — — — —

Sollte er — der Gedanke ist entsetzlich, er ist erniedrigend — sollte er diese Gelegenheit, diese erbärmliche Gelegenheit mit Freuden, gern ergriffen haben, um . . .

O Schmach!

Nicht wahr? Die Ehre einer — Soubrette darf man, muß man bezweifeln, wo es sonst Wahnsinn, Verbrechen wäre?

O Schmach!

‚Berlin, 18. August 1886.

Liebe Jenny!

Für heute morgen hatte ich mit Treskow einen Spazierritt verabredet und bitte daher um Entschuldigung, wenn ich erst jetzt schreibe. —

Also zunächst: weshalb ich nicht komme.

Ja, liebes Kind, es gibt Sachen, die man erst verwinden muß, ehe man wieder in die alte Bahn seiner Empfindungen und Gedanken einlenken kann. Ich habe sehr schwere Stunden hinter mir: aber ich hab's überwunden: ich bin soweit gekommen, daß ich wieder ohne Groll — wenn auch anders! — an Dich denken kann, und morgen abend, sollst Du sehen, komme ich zu Euch.

Denn ich liebe Dich, mein großes, kluges Mädchen, ich liebe Dich, heiß und mit aller meiner Leidenschaft!

Die Geschichte, die Du in Deinem Briefe erzählst, ist sehr nett und klingt auch relativ glaubwürdig; aber laß doch, liebes Kind, laß doch — wir wollen davon gar nicht mehr reden. Was geht uns denn das an, was hinter uns liegt?

Schweigen wir doch davon, vergessen wir es möglichst!

Wir lieben uns: ich weiß, daß es Dir unmöglich sein würde, mir untreu zu werden — genügt das nicht? —

Aber, Jenny: Illusion gegen Illusion! Ich habe unter tiefen, tiefen Schmerzen eine Illusion eingebüßt — meine Liebe hat standgehalten.

Aber nun fordere ich auch von Dir eine solche zurück und hoffe, daß auch Deine Liebe standhält.

Ich habe gesagt: schweigen wir von der Vergangenheit — ich füge hinzu: schweigen wir auch von der Zukunft.

Lieben, mit aller Überschwenglichkeit lieben tut Dich Dein Herbert. Aber heiraten tut Dich der Freiherr von Hartenstein. Und der Freiherr von Hartenstein heiratet eine Jungfrau.

Verzeih die rohe, häßliche Wahrheit: aber sie mußte nun einmal zwischen uns heraus, und ich denke groß genug von Dir, um sie Dir ungeschminkt, offen und ehrlich ins Gesicht zu sagen.

Hinfort soll hiervon nie wieder ein Wort zwischen uns fallen. Ich habe meinen Dienst quittiert und bereue das nicht. Meiner alten zurückgedämmten Leidenschaft, die weite Welt zu sehen, werde ich nun an Deiner lieben Seite mit um so größerer Freude genug tun können. Wie oft, meine liebe Jenny, haben wir davon geschwärmt — wir wollen weiter schwärmen: nicht wahr, mein teures Mädchen?

Ich komme mir vor, wie aus einem verschrobenen Traum erwacht.

Erwacht zu der etwas nüchternen, aber doch so lieben Wirklichkeit.. Du machst sie mir lieb!

Also bis morgen abend, mein Herz!

Dein Herbert.'

18. August 1886.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Mir sind Gedanken gekommen, ekelhafte, widerwärtige Gedanken — aber ich will auch sie nicht verschweigen.

Was eine Tatsache ist, kann man beweisen: man zeige sie ...

Ich bin deiner würdig, Herbert ... ich bin es! —

Aber nein, o Gott, nein, nein!

Das ist es ja nicht! Nur wenn ich ihn ewig verachten wollte, dann könnte ich ihn wissen machen ...

Der Glaube! Der Glaube ...

Ich bin verloren — die Lüge hat sich aufgereckt und mich zermalmt ...

18. August 1886. Nachts.

Ich habe noch eine Hoffnung.

Wenn Treskow ein Herz hat, wenn er ein Mensch ist — er muß sich meiner erbarmen, er muß reden.

Ich habe ihm geschrieben. Einen Boten hab ich mit dem Brief hingeschickt und auf die Antwort warten lassen, auf das Ja, welches mich dem Leben erhält. Er hat mir sagen lassen: morgen früh würde ich Antwort haben.

Mich diese Nacht in solcher Qual zu lassen — das wird seiner Rache für den Schuß auf ihn, für — die entgangene Liebesnacht genug sein, das muß ihr genug sein.

Morgen früh .. ich hoffe, es zu erleben. O Gott, ich lebe so gern .. wie hätt ich sonst auch dies noch versucht, das doch nicht nötig werden durfte! — —

Aber wenn auch diese Hoffnung mich betrügt,

dann ... nun ja: meine Mutter kann jetzt ohne mich leben: ich habe nun für sie genug gearbeitet: mein Leben gehört jetzt mir.

Und dieser Revolver, diese Waffe, die von dir stammt, Herbert, und die mich einst von der Schande gerettet hat, die du .. du! .. mir jetzt ins Gesicht wirfst ... o, ich habe dann nur den einen Wunsch noch: möge sie sicher treffen, möge sie es schnell machen, wenn ich sie an die Schläfe drücke.

Und dann — dann mögen sie mich sezieren, um dem Freiherrn von Hartenstein zu beweisen, daß er mich heiraten durfte! — —

Aber nein ... nein! Ich hoffe den morgigen Tag zu überleben, und gleich heute will ich das Datum desselben auf die nächste Seite schreiben —

19. August 1886.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Berlin, 19. August 1886.

Gnädiges Fräulein!

Mein Ehrenwort, daß ich — schweigen werde wie das Grab.

Hochachtungsvoll

gehorsamst

Heinz v. Treskow

DIE GESCHICHTE VOM ABGERISSENEN KNOPFE



An

Georg Engels

Hast Tausenden heiterste Freude gebracht,
Menschen ob Menschlichem lachen gemacht, —
So nimm einen Dank und dies Büchel dazu
Von einem, der's machen möchte wie Du.



I

Er ist jetzt Regierungsreferendar; ich weiß im Augenblick nicht einmal wo — irgendwo in der Provinz, im Westen, Holstein oder so. Damals, im Herbst Achtundachtzig, hatten wir uns beide gerade exmatrikulieren lassen. Ich wohnte derzeit in der Hollmannstraße, vis-à-vis vom Kammergericht, und grübelte über den ‚Eigentumserwerb des Finders'. Er aber ließ sich eine Arbeit aus dem Kirchenrecht geben! Damit imponierte er mir ganz ungeheuer. Mein Repetitor hatte mir gesagt: Kirchenrecht — ach, wissen Sie: Kirchenrecht sehen Sie sich überhaupt nur an, wenn Sie acht Tage vorher erfahren, daß Hinschius in der Prüfungskommission sitzt.

Wir nannten uns Vettern. Unsere Mütter waren auf jene raffinierte Art und Weise miteinander verwandt, die ernsteren und pietätvolleren Menschen immer neuen Anlaß zu angestrengtem Nachdenken und einen stets frisch bleibenden Stoff zu behaglicher Unterhaltung in Familienkreisen bietet. Auch wir beide hatten einmal in später Nachtstunde diese Frage ‚angeschnitten', sie aber nicht eigentlich gelöst, sondern durch ein summarisches Verfahren — indem wir Brüderschaft tranken — ‚erledigt'.

Wir waren einander sehr unähnlich: fast in jeder Beziehung. Aber das konnte uns gerade so passen. Wir kamen immer gern zusammen und blieben dann gewöhnlich eine stattliche Reihe von

glücklichen Stunden vereint. Nur hatte es seine Schwierigkeiten, daß man sich sah. Er wohnte draußen in Charlottenburg bei seinen Eltern, ich, wie gesagt, am Kammergericht: da mußte man immer einige Anstalten vorher treffen.

So hatte ich ihm denn eines Tages, anfangs September Achtundachtzig — — Gott, das sind jetzt erst fünf Jahre her! Mir ist, als läge ein ganzes Menschenalter dazwischen! — hatt ich ihm also eine Karte geschrieben und ihn gebeten, abends halb acht zu mir zu kommen, bei mir zu essen, und dann wollten wir — losgehn.

Bis zum Nachmittag hatte mir der Eigentumserwerb des Finders zu einigen beschaulichen Stunden in der Bibliothek des Kammergerichts verholfen, dann zog ich mich um und ging aus, um etwas zum Abendessen einzukaufen. Das hab ich nämlich immer mit Vorliebe selber getan. Bei Schischin kaufte ich Kaviar und ging dann quer über den Damm, nach der Behrenstraße zu. Da muß an der andern Seite irgendein Juwelierladen sein, oder so was. Vor dem Schaufenster stand ein Mädchen. Diese Figur..? Ich trat neben sie —:

— Lore?

Sie wandte sich schnell um und — war es.

— Du...? — rief sie, so erstaunt gedehnt, ungläubig fragend...

— Ja — ich.

Sehr fest drückten und schüttelten wir uns dann die Hände. Freudig und herzlich sahen

wir uns in die Augen. Ja, wahrhaftig! — Wir waren gute, alte Bekannte — die Lore und ich. Die liebe Lore . . .

Damals, vor drei, vier Jahren, als ich zuerst in Berlin war, im ersten Semester — ach, wie war das doch so herrlich schön gewesen — damals!

Weißt du noch, mein süßes Herz, wie alles sich
Hold begeben zwischen dir und mir?

Was lebten da für Verse wieder auf! War es nicht, als ob man damals — nur so zur Abwechselung — wie in einer Spieloper — auch Prosa gesprochen hätte?

Die Tage gingen und die Tage kamen:
ich war so still — was fiebert heut mein Sinn?
Was weckt in meiner Brust den Strom der Lieder?
Ja du! Du liebe Lore kehrtest wieder!

Durch das Gedränge, durch den Lärm der Friedrichstraße — oft getrennt durch entgegeneilende, hastige Menschen — so gingen wir jetzt nebeneinander, ohne viel zu sprechen und sahen uns von Zeit zu Zeit so von der Seite an — so prüfend: bist du es auch noch . . wirklich?
Und wenn sich unsere Augen trafen, lächelten sie . . .

— Wo wohnst du denn jetzt?
Sie fragte nicht, wohin wir gingen.
Wir bogen in die Markgrafenstraße ein.

Also pünktlich halb acht Uhr erschien der Vetter. Er verspätete sich nie. Lore war bereits die dicke Freundin meiner dicken Wirtin.

Darin besaß sie eine unheimliche Routine — das kannt' ich schon. Sie half der guten Frau den Tisch decken und hielt gerade in beiden Händen Schüsseln und Teller, als der Vetter mit kurzem Klopfen a tempo in das Zimmer trat. Sie lachte ihm kordial — oder war es etwas frech? — entgegen. Er blieb stehn und sah sie an. — Er wunderte sich.

Ich mußte gleichfalls lachen, trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand:

— Das hättest du wohl nicht vermutet? Weißt du, wer das ist? — Das ist die Lore!

Nämlich, als ein genauer Kenner meiner sämtlichen Werke, welche damals aus einer — aber was für einer! — Gedichtsammlung bestanden, wußte er ganz genau, wer Lore war — auch hatt' ich ihm des öfteren von ihr erzählt. So schüttelte er ihr denn nach dieser Aufklärung sofort freundschaftlichst die Hand und erklärte ihr in wohlgesetzten Worten seine Freude, eine so berühmte Dichterliebe kennen zu lernen. Er zog sich dabei die Glacés aus.

Sie wurde ganz verwirrt. Davon wußte sie nämlich gar nichts. Das heißt, von den Versen wohl, aber nicht, daß inzwischen ein guter, alter Herr in Zürich die Schwäche gehabt hatte, sie zu drucken. In den Stunden, die wir bisher wieder beisammen gewesen waren, hatte ich noch keine Gelegenheit gefunden, sie von diesem bemerkenswerten bibliographischen Ereignis in Kenntnis zu setzen.

Ach, in diesem Momente sah sie unbeschreib-

lich reizend aus! Ich klärte sie mit ein paar Worten auf — und da hatte sie eine rührende Freude. Sie wurde rot bis an ihre struppigen Locken und hielt in Gedanken immer noch die Fruchtschale mit den Weintrauben in der linken Hand. Mein Vetter stand vor ihr und war ganz verloren in ihren Anblick. Ich mußte lächeln...

Dann saßen wir beim Abendbrot, Lore in der Mitte des Sofas, wir beide in den großen, altmodischen Mahagonisesseln. Wenn wir uns ein Butterbrot belegt hatten, lehnten wir uns zurück, es war zu unbequem, in den tiefen, weichen Sitzen vorgebeugt am Tisch zu bleiben. —

Es war das eine jener Situationen, die man nie im Leben wieder vergißt, eine jener Stimmungen, die sich einem späterhin, unter ganz veränderten Verhältnissen, in ganz anderen Zuständen, immer wieder — wie unfertige Erinnerungen — plötzlich ins Bewußtsein schieben. —

Das Zimmer, das ich damals bewohnte, war zweifenstrig und sehr tief. Das Meublement stammte aus den fünfziger, sechziger Jahren, war aber im Sinne dieser Zeit sehr elegant und solid. Es war alles dunkles Mahagoni: der Bücherschrank, der ‚Silberschrank', der altmodische ‚Sekretär' — selbst die Rahmen des großen sechsteiligen Bettschirmes — alles von demselben dunkelroten Holze. An der einen Langseite des Zimmers, flankiert von dem Sekre-

tär und dem Silberschrank, stand das Sofa, auf dem jetzt die liebe Lore saß, gegenüber vor der verhängten Flügeltür das Bett, umstellt von dem gewaltigen, mit dunkelgrünem, vielgefaltenem Musseline bespannten Bettschirm. Dieser Bettschirm hatte mir gleich bei der ersten Besichtigung des Zimmers mächtig imponiert.

Nun wollte sie durchaus die gedruckten Verse sehn. Sie flüsterte mir ins Ohr: Ist auch das dabei:

O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten —

— Bitte laut! — rief der Vetter.

Und sie sagte laut, pathetisch, aber ohne uns anzusehn:

O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten —
Und du in deiner Sofaecke lachst?
O Gott, wenn sie zu Hause das entdeckten!
Kind, sei doch ernst! Du weißt nicht, was du machst!

— Hast ein gutes Gedächtnis! Ja, das ist auch dabei.

— Ja? Ach, du bist doch noch immer ein zu lieber Kerl, du . . . Aber zeig mir — so zeig sie mir doch nun endlich mal!

Sie wies auf die Bücher hin. Es lagen nicht wenige umher.

— Ich hab sie nicht hier . . . wirklich nicht!

— Unter all den vielen?

Es machte einige Schwierigkeiten, ihr klar zu machen, daß die Bibliotheksverwaltung des Kammergerichts bisher von einer Anschaffung meiner Lieder — Abstand genommen habe. Man wäre in der gerichtlichen Medizin noch

nicht so weit, und auf die Phänomenologie pathologischer Zustände sei bis jetzt erst von einigen wenigen Kriminalisten irgendwelcher Wert gelegt. Ich nannte Lombroso ...

— Diese Matrosentaille, Fräulein Lore, steht Ihnen ganz reizend! — sagte mein Vetter plötzlich mit seiner schönen, tiefen Baßstimme. Er war mit Essen fertig, hatte sich eine Zigarette angezündet und hielt nun den Augenblick zur Anknüpfung einer liebenswürdigen Unterhaltung mit dem Mädchen für gekommen. Ich hatte in dem Augenblick den Eindruck, als ob mein Vetter eigentlich vorzüglich in dies alte, gediegene und vornehme Mobiliar hineinpasse ... Mahagoni!

Sie lachte über das Kompliment des Vetters ... mit diesem hellen Ton derber, sprühendster Lebensfreude — sie war vergnügt!

Und er fuhr fort:

— Das gefällt mir von Ihnen, Fräulein Lore, daß sie jetzt, wo alle Damen nach der Mode in turmhohen Stehkragen herumlaufen, daß Sie den Hals frei tragen ...

— Frei ist der Hals — frei — ist — der — Hals! — sang ich dazwischen.

— Ja, wissen Sie, mein Herr — sagte die Lore zum Vetter — ich bin durchaus der Ansicht der Frau Baronin von Suttner und anderer hochgestellter Damen, daß es die höchste Zeit ist, daß wir anfangen, uns freier zu bewegen und uns überhaupt dem Staate nützlich machen. Meinen Sie nicht auch?

Der Vetter fuhr bei dieser Frage ordentlich zusammen. Er hatte vornübergebeugt dagesessen und aufmerksam die Matrosentaille gemustert.

— Ja, ja — sagte er — gewiß, aber . . sehen Sie da . . . da fehlt ein Knopf.

Und er sah sie vorwurfsvoll an, vorwurfsvoll trotz seines liebenswürdigen Lächelns. Das paßte ihm nicht.

Sie lachte sorglos auf. — Dann sagte sie, zu mir gewendet:

— Ich konnte doch nicht wissen, daß ich dir begegnen würde. Das ist meine schlechteste Taille, meine älteste — versicherte sie dem Vetter.

— Aber Graf Arnim sagt immer, jedesmal, wenn ich zu ihm komme: Gnädiges Fräulein, sagt er — die Matrosentaille — nur die Matrosentaille. Anders lad ich Sie gar nicht ein! — Und wenn ich zu Paul Thumann komme . . .

Jetzt war sie in ihrem Fahrwasser. Ich kannte das. Und während sie so den unerschöpften Schwall ihrer Rede über den etwas verdutzten Vetter ausgoß und sich einmal wieder gründlich satt renommierte, betrachtete ich sie, in meinen Sessel zurückgelehnt, von der Seite — sah sie mir eigentlich jetzt erst mal wieder ordentlich an. Vorhin, unser Beisammensein zu zweien war dazu — na, wie soll ich sagen? — zu kritiklos gewesen.

Wie alt mußte sie denn eigentlich sein? Damals — damals war sie fünfzehn, sechzehn gewesen — ja, ja — damals. Hm . . .

Da war man auch selber noch jung gewesen — ein Keilfuchs der Liebe.

Jetzt? — Lustig war sie ja immer noch, leicht ausgelassen, mit jener hinreißenden Vorliebe für Tätlichkeiten . . . Aber — ja, wie alt mußte sie also jetzt sein? Neunzehn, sicher neunzehn, wenn nicht älter. Vielleicht hatte sie doch geschwindelt, die Geschichte mit der Konfirmation, die sie damals frisch erlebt haben wollte, lag weiter zurück. Wenn sie überhaupt wahr war: der Rittmeister, der sie in der Gepäckdroschke aus der Kirche abgeholt hatte, und so . . . na!

Und während der ganzen letzten drei, vier Jahre war sie also nicht vom Berliner Straßenpflaster heruntergekommen. Bös! — Hm. Ja, ich hatte auch schon vorhin die Empfindung gehabt — vorhin, wie sie sich so burschikos auf das corpus juris setzte und mit den Beinen baumelte —: früher hatte das doch einen ganz anderen Anstrich gehabt. Oder lag es an mir? Kam es daher, daß ich früher, vor vier Jahren noch keine Ahnung gehabt hatte: was in dem corpus juris alles stand, und jetzt . . . Aber nein! Das wußt ich ja immer noch nicht. Das hatte damit sicher nichts zu tun. An mir konnte es nicht liegen.

Sie trug jetzt Stirnlocken, Ponys. Und gerade ihre Stirn, und wie sich die braunen, spröden Haare so unregelmäßig, so kapriziös schief daran ansetzten — das war so drollig hübsch gewesen — früher.

Ach und dann hatte ihr da irgend so'n Pferdejude — als ‚Künstlerin' verkehrte sie wahrscheinlich mit solchem Gesindel — der es sich nicht viel hatte kosten lassen wollen, ein Paar riesige silberne Steigbügel als Ohrringe verehrt. Pfui, wie gemein das aussah, darauf hatt' ich vorhin gar nicht geachtet. Und sie fühlte sich verpflichtet, die Dinger zu tragen! A!

Diese Ohrringe und diese Ponys — na: Geschmack war ja nie ihre starke Seite gewesen, und bummlich in ihrem Anzuge war sie immer noch.

Lore fuhr indes in ihrer Rede fort. Sie erzählte meinem Vetter gerade, wie liebenswürdig der Graf Perponcher gewesen sei, als er im letzten Winter ihren Kopf modelliert hatte ... aber nur den Kopf ...

Ich versank wieder in Gedanken. Ja, dieser Kopf! — Ein Bild kam mir in die Erinnerung, ein liebes, freundliches Bild — von damals. Das mußte in einem der Restaurationsgärten am Tiergarten gewesen sein — Charlottenhof oder so. Da waren wir hinausgegangen, am Wasser entlang, ganz langsam, nebeneinander .. Eine Stunde vorher hatten wir uns kennen gelernt. Da draußen waren wir fast allein, es war anfangs Mai und noch recht frisch. Aber die Sonne schien, und die Lore setzte ihren Winterhut ab. Da sah ich zum erstenmal, wie die Sonne in ihren braunen Haaren blinkte, und daß sie blaue Augen hatte. Und da bat ich mit gefalteten Händen:

— Bitte, sagen Sie mir nun Ihren Vornamen.

Und sie antwortete:

— Ich heiße Lore. — —

Das war natürlich eine Lüge. Sie hieß gar nicht Lore, sie hieß Berta. Aber der Name Lore gefiel ihr gerade. Im höheren Sinne sprach sie also doch die Wahrheit: hätte sie nicht ihr Wesen gefälscht, wenn sie mir auf meine Frage ihren richtigen Namen genannt hätte?

Für mich aber gehörte von diesem Augenblicke an jener Name zur Illusion. Lore! Wie bei dem Klange wieder alles lebendig wurde! Und doch — zum Teufel! — war ich denn nicht gerade dabei, mir diese ... Illusion kritisch zu zerstören?

Ich sah meinen Vetter an. Wie er vorgebeugt dasaß und sie mit fröhlichen Augen betrachtete, wie er lächelnd auf ihr närrisches Geplapper horchte ... Heiliges Kreuz: er hatte seine Zigarette ausgehen lassen! — Den hat's jetzt — dacht' ich.

Was erzählte sie denn eigentlich?

Gestern hatte sie der Graf — sie konnte den Namen nicht behalten, es war so'n französischer — zu Tisch gebeten und ihr fest versprochen, sie nachher Seiner Majestät vorzustellen. Dem sei sie neulich schon aufgefallen, wie sie bei einer Kavallerieübung auf dem Tempelhofer Felde immer vor ihm hergeritten wäre. Wer ist denn die schneidige Dame? — hätte er gefragt. Aber sie habe dem Grafen leider abschlägig antworten müssen. Denn, wissen Sie — fügte sie mit

genialer Aufrichtigkeit hinzu — meine Toilette ist zurzeit wirklich nicht in dem Stande.

— Ach du — wandte sie sich plötzlich an mich — da muß ich dir wirklich eine Geschichte erzählen ... eine Geschichte! Denk dir folgendes. Ich sitze gestern nachmittag ganz harmlos bei Kranzler und trinke meinen Kaffee. Kommt ein großer, schwerfälliger Herr mit dunkelblondem Vollbart herein, und weil sonst kein Platz ist, setzt er sich an meinen Tisch. Na ... wir kommen ins Gespräch und natürlich auch auf die Politik. Da entwickelt der Mensch denn Ansichten . . Ansichten sag ich dir . . nicht zum Blasen! Eine Zeitlang hör' ich mir das ja mit an, schließlich aber wurd' es denn doch zu bunt! Ich stand auf und sagte: Mein Herr, bevor ich weiter mit Ihnen spreche, muß ich Sie doch bitten, sich mir vorzustellen. Da hätt'st du mal seine Verlegenheit sehen sollen. Er wurde ganz rot, stand auf und stammelte: Mein Name ist Richter, Eugen Richter ... Na ja — sag ich — das merkt man. — Zahlte und ging.

Alles dieses brachte sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und in einem drolligen Tone blasierter Nachlässigkeit vor, als wolle sie andeuten, daß sie auf all das durchaus keinen besonderen Wert lege und weit davon entfernt sei, sich etwa darauf irgendwie etwas einzubilden.

Ich wußte von früher, daß sie unheilbar ungnädig wurde, sobald man das geringste ihrer

Worte in Zweifel zog. Ich legte also die Stirn in Falten, hörte aufmerksam zu und fragte sie, als sie schließlich einmal inne hielt, nach dem Befinden Anton von Werners.

Die Antwort lautete zufriedenstellend. Besonders mein Vetter schwamm darob in Wonne. Er bewunderte sie einfach.

Die Wirtin klopfte und trat ein. Ob sie abräumen solle? Es war zehn Uhr geworden. Lore leistete ihr sofort bereitwilligst Hilfe.

Als die beiden mit Tellern und Schüsseln verschwunden waren, sprang mein Vetter auf.

— Mensch, das ist ja — er mußte aus vollem Herzen lachen — so etwas ist ja noch gar nicht dagewesen! Sag mal: und sie selber glaubt an all das . . . wie?

— Welche Frage! Wenn sie sich morgen zur Hofdame ernannt fände, sie würde sich darüber keinen Augenblick wundern. Ich persönlich halte sie auch zu einem solchen Posten für hervorragend qualifiziert. Ihr Wuchs ist tadellos und ein redliches Streben nach dem Höheren nicht zu verkennen.

Mein Vetter war plötzlich ernst geworden. Nachdenklich steckte er sich eine neue Zigarette an:

— Ja, aber . . diese Unordentlichkeit in ihrer Kleidung? Weißt du, sowas gibt mir doch immer zu denken.

— So? Mir nicht.

II

Als wir eine Stunde später zu dreien im Löwenbräu saßen und der Vetter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, beugte sich Lore zu mir herüber und fragte eifrig:

— Ist er dein richtiger Vetter?

Ich dachte nach und improvisierte à la Shakespeare:

> Meist ist man ja vom Richtigen entfernt:
> Drum laß uns das Entfernte richtig nennen
> Und richtig — grade den entfernten Vetter!

— Aber du — er ist doch aus guter Familie?

— Aber Lore — ich bitte dich: wie würd' ich mir denn sonst erlauben, ihn mit dir zusammenzuführen! Er ist sogar Vizefeldwebel.

Das zog. Sie hatte es — mir eigentlich nie verzeihen können, daß ich trotz meiner Schulterbreite als Reichskrüppel durchs Leben irrte; als der Vetter jetzt mit seinen großen, strammen Schritten sich dem Tische wieder näherte, empfing ihn die Lore mit einem so hellen Blick offenherziger Bewunderung, daß er mit einer eckigen, unfreiwilligen Bewegung ihre Hand faßte und herzlich drückte. — Die Situation fing an, stumm sentimental zu werden. Ich hielt es für passend, den Herrschaften eine Geschichte aus dem Soldatenleben zum besten zu geben. Mein Freund Malmos, der neulich auch den Vizefeldwebel erklettert, hatte sie mir erst vor kurzem berichtet.

Zwischen Soldaten seines Regiments und Ar-

beitern war es zu einer Schlägerei gekommen, bei der ein Arbeiter totgestochen war. Der Herr Hauptmann von So und So nahm daraus am andern Morgen die Veranlassung zu einer kurzen Ansprache an die Soldaten. Dabei sagte er:

— Übrigens ist es mir einfach unverständlich, wie so etwas überhaupt passieren kann! Ein anständiger Mensch sollte sich doch mit diesen Viechkerlen von Zivilisten überhaupt nicht gemein machen. Wenn mir einer auf dem Trottoir entgegenkommt, mach' ich sofort einen weiten Bogen über den Fahrdamm.

Diese Geschichte amüsierte die liebe Lore ganz fabelhaft. In einem drolligen, phantastischen Leutnantsschnarrton wiederholte sie immer wieder: mit ‚diesen Viechkerlen von Zivilisten' . . . Entzückend fand sie das.

— Aber du — wandte sie sich dann zu mir — du solltest das lieber nicht erzählen — du verulkst dich ja selber!

Entweder sie war dem Vetter — oder er der Lore nähergerückt — so nahe, daß ihre Arme nicht mehr nebeneinander auf dem Tische Platz hatten und er ihre Finger bequem in der Hand behalten konnte. Ich hatte meinen Stuhl nach meiner Gewohnheit schräg an den Tisch gestellt — ihnen gegenüber — und zurückgelehnt betrachtete ich die beiden ‚jungen Leute' wohlwollend von der Seite. Ich versuchte mich in jene bewußte Liebenswürdigkeit hineinzufühlen, die weiland König Marke — nur leider zu spät

— für die Liebenden zu empfinden gelernt hatte. Es ging ganz gut . . .

— Aber recht hat sie — dacht ich bei mir — das Soldatische hätt ich nun doch schlauerweise aus dem Spiele lassen sollen. Ich Schaf.

Nach einiger Zeit kam die Reihe, sich ein Weniges zu entfernen, an die Lore. Mein Vetter legte die Stirn in Falten, und nach einer ernsten Pause ‚zwischen zwei Männern' fragte er, mich gerade anblickend, gewichtig und korrekt:

— Oder legst du noch Wert darauf?

Drauf ich in düsterer Entschlossenheit:

— Nein. — Ne bis in idem. —

Ein stummer Händedruck, als wollte er mich in meiner Fassung bestärken — aber da stand ja die Lore schon! Sie hatte die letzten Worte gehört. Mißtrauisch fragte sie:

— Was heißt das: ne bis in idem?

— Das heißt — sagte ich schwermütig — des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder . . .

Wir standen auf dem Gensdarmenmarkt. Es war ein Uhr.

— Von der Bergstraße bis zur Hollmannstraße — nein, mein lieber Freund — das wäre ja nachher ein unmenschlicher Weg für dich. Abgesehen davon — dein Vetter ist ja so freundlich und . . .

— Und einer genügt wohl — fügte dieser hinzu.

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß von der Bergstraße nach Charlottenburg doch auch ein

ganz tüchtiger Weg sei und schien mich der Ansicht meines logischeren Vetters zuzuneigen:

— Ja — wenn du wirklich meinst, daß einer genügt ...

— Gewiß, gewiß. Gute Nacht, gute Nacht.

Und indem sie lachend den Arm des Vizefeldwebels nahm, rief sie zurück:

— Überhaupt — ein anständiger Mensch soll sich mit diesen Viechkerlen von Zivilisten nicht gemein machen!

Fort waren sie. Ich ging allein nach Hause, die menschenleere Charlottenstraße entlang.

Und während ich so einsam heimwärts wanderte, macht' ich mir meine eigenen Gedanken über — na, vorzugsweise wohl über ‚den Eigentumserwerb des Finders'. Er fing an, mir problematisch zu werden.

III

Ungefähr acht Tage später — als ich vormittags auf der Königlichen Bibliothek saß — legte sich eine gewichtige Hand auf meine Schulter. Ich sah auf: es war mein Vetter, hoch, in vollendeter Haltung — wie immer.

— Guten Morgen — sagte er mit seiner gemessenen, formbewußten Liebenswürdigkeit — im tiefsten Baß.

— Was heischest du .. Mörder meines Glücks?

— Einen Frühschoppen mit dir.

Ich klappte die Bücher zu. Wir gingen.

An diesem Tage machte ich die Wahrnehmung, daß mein Vetter die Redewendung: ‚nicht als ob — aber...' mit einer besonderen Vorliebe gebrauchte; und seitdem — wenn ich mich seiner erinnere — geraten meine Gedanken leicht in jene Form: ich sage mir etwa —: nicht als ob er als Frosch geboren wäre, aber — — der Tragödiendichter und Redakteur am Magdeburger Generalanzeiger, Carl Wilhelm Geißler, singt von seiner Iphigenie so treffend:

Ihr ward die Größe zur Gewohnheit!

So dem Vetter Korrektheit und unbedingte Kontenance in allen Lebenslagen.

Also ... wir saßen beim Kännchen Lichtenhainer. Die uns bedienende Fürstin hatte sich hoheitsvoll lächelnd entfernt. Mein Vetter begann. Ich gewann den Eindruck, daß dieser Frühschoppen mit mir seinerseits das Resultat reiflichster Überlegung war.

— Ich muß dir sagen . . .

Er glättete seine rotbraunen Glacéhandschuhe, legte sie genau aufeinander und faltete sie. Dann placierte er sie links neben sich auf den Tisch, lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander.

— Ich muß dir sagen . . . Sieh mal . . .

Er stockte wieder. Dann, mit einem plötzlichen Ruck:

— Nicht als ob ich prüde wäre und so — aber, wenn ich mich einmal dazu entschlossen habe, so ein . . . Verhältnis anzufangen, dann nehme ich das auch ernst und will doch das Mädchen vor allen Dingen erst mal wirklich kennen lernen.

— Natürlich. Sicherlich.

— Ja, sieh mal: denn die physische Sache an sich ist doch schließlich nur eine Art Notbehelf.

Ich war erschrocken. Wollte aber um keinen Preis einen ethischen Defekt verraten und . . . pflichtete ihm daher bei.

— Ja, ja: ein Notbehelf . . hm . . und dann bleibt es auch immer eine gewisse Roheit. Prosit Blume!

— Prosit! — Also . . . Ich bin die letzte Woche jeden Tag mit ihr zusammengewesen. — Ich finde, daß man in solchen Fällen am besten Berliner Weiße trinkt. — Nein, tatsächlich! Das bekommt entschieden am besten.

— Mit Kümmel — oder ohne?

Er lächelte:

— Ohne natürlich. Ein Weib, das Schnaps

trinkt — ich bitte dich! — — Also: ich habe ihr nun vor allen Dingen — nämlich — unter uns gesagt — sie war greulich abgerissen! Diese Matrosentaille — weißt du: an der hier der Knopf fehlte — das war das einzige Möbel derart, das sie überhaupt besaß! — Da hab' ich ihr nun eine ganz nette rote Seidenbluse gekauft, weißt du: so'n ganz loses Ding . . zwanzig Mark hat sie gekostet. — Dann vor allem einen anständigen Hut. Die Dinger sind übrigens riesig teuer. Na . . . dann Handschuhe, einen Sonnenschirm . . . und vorgestern ein Paar Stiefel . . .

Er hielt inne und sah mich fragend an.

— Na — fragte ich — und wie steht es mit der Wäsche?

— Ich sagte dir wohl schon —: so weit bin ich noch nicht. Darüber bin ich noch nicht informiert.

— Hm. Ach so. — Nun ja: Du hast ganz recht. Es war das immer schon meine Überzeugung: die Lore brauchte bloß mal finanziert zu werden. Sie verdient das, sie bringt alles mit, was eine solche Finanzierung — und zwar nicht nur im Interesse des einzelnen, — zu einer wirklich lohnenden Sache macht!

Ich nahm einen tiefen Schluck und fuhr merklich wärmer fort:

— Und da muß ich dir wirklich persönlich von Herzen dankbar sein, Vetter. Ich fühl' es nämlich ganz deutlich: auf die Dauer hätt' ich doch nicht umhin gekonnt, selber in der ein

oder anderen Weise — ich möchte sagen, als Gründer bei ihr tätig zu werden. Du hast mir das nun in so hochherziger Weise abgenommen..

Mein Vetter glaubte einen Moment: ich spaße. Als er aber in mein treuherziges Antlitz schaute, schlug er in meine Rechte ein. Immerhin sah er ein wenig ungewiß und zerstreut beiseit. Dann sagte er:

— Mensch, sei offen! Ärgerst du dich auch wirklich nicht? Es war mir eben so, als ob du aus Neid sprächest. Du bist manchmal so .. so ironisch und so ...

— Aber lieber Vetter! Was soll ich dir darauf sagen? Ich gebe dir mein heiliges Bierwort, daß ich dich um dieses .. also um dieses Verhältnis mit der Lore nicht beneide. Prosit!

— Prosit, komme nach. Aber — er trank erst mal — aber was meintest du damit .. daß es nicht nur im Interesse des einzelnen läge, wenn ich .. oder was?

— Na, mein Gott, ich meine .. die Lore ist doch entschieden ein ungewöhnlich reizvolles, drolliges Geschöpf — nicht wahr?

— Aber sicher!

— Na, also! — Da ist es doch .. Pflicht, einfach .. einfach Menschenliebe, wenn man .. Ich weiß nicht, hast du denn das noch gar nicht beobachtet, wie das Mädel imstande ist, 'ne ganze Korona von zehn, zwölf Mann stundenlang ganz allein zu unterhalten? Ich meine .. das sind doch so hervorragende gesellige Tugenden .. man braucht wirklich noch gar nicht

selber verliebt zu sein — das lohnt sich immer! Du sollst mal sehen: Du wirst noch deine helle Freude an ihr erleben. Ne, ne! Ohne Scherz!

Der Vetter schien meinen Ausführungen nicht gefolgt zu sein — er fragte unvermittelt:

— Sag mal: hat sie nun früher auch schon . . so gelogen?

— Immer!

Die Züge meines Vetters verklärten sich. Meine mit so großer Bestimmtheit abgegebene Versicherung versetzte ihn offenbar in Entzücken.

— Denn so was hab ich ja noch nie erlebt! — rief er begeistert aus und lachte aus vollem, heiterem Herzen. Auch ich stimmte lachend ein; wir waren beide freudig bewegt! Ich fragte:

— Hat sie dir schon die Geschichte von ihrer Freundin, der Palastdame, erzählt?

— Nein, ich glaube nicht. Welche Palastdame!

— Ja . . . in der Benennung schwankt sie noch . . so zwischen Alvensleben und Wedell. Aber sie wird sich schon entscheiden. Das ist immer nur so im Anfang. Später, wenn die Geschichte erst sitzt, wenn es erst so weit ist, daß sie selber dran glaubt, dann hat alles Hand und Fuß, dann klappt alles ganz genau.

— Merkwürdig! Aber ob das nun nicht — damit zusammenhängt?

— Womit?

— Mit ihrer . . Schattenseite.

— Sicherlich — bemerkte ich sententiös — wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Aber was nennst du ihre .. Schattenseite?

Mein Vetter schwieg und dachte nach. Er sah dabei auf seine Zigarre. Dann sagte er rasch:

— Nicht als ob ich ihr die .. ä .. gewohnheitsmäßige, zuverlässige Akkuratesse zumutete, die die Damen in unseren Kreisen .. Du weißt wohl, was ich meine .. Man spricht gar nicht davon.

— Hm. Du meinst jene .. funktionelle .. Redlichkeit der Toilette ...

— Ja, ja. — Das .. siehst du: das kann natürlich nur die Folge von Erziehung, von sehr viel Erziehung und sonstigen glücklichen Lebensbedingungen sein. Wie gesagt: das verlang' ich gar nicht von ihr — —

— A—ber! — fuhr ich emphatisch fort.

Er schwieg jedoch einen Augenblick. Dann beugte er sich etwas über den Tisch und sprach mit jener gedämpften Stimme, mit der man sich Geheimnisse oder Majestätsbeleidigungen mitzuteilen pflegt:

Du erinnerst dich doch noch ihrer Matrosentaille .. daß daran hier vorn ein Knopf fehlte?

— Mich dünkt, du sprachest schon vorhin davon.

— Ach ja. Also denk dir: mindestens fünfmal hab ich sie nun im Laufe der letzten acht Tage gebeten — schließlich, muß ich sagen, schon mehr ersucht, dringend ersucht, sich

doch den Knopf anzunähen — meinst du, daß sie's getan hätte?

— Höre du — sagte ich, und meine Stimme nahm unwillkürlich auch jenen Klang an, mit dem wir die Erwähnung von etwas Unheimlichem zu färben pflegen —: sollte das nicht ein Aberglaube von ihr sein?

— Ach Unsinn! — rief der Vetter laut. Dann, wieder leise:

— Bummelei ist es, nichts als Bummelei. Aber eine so schwere, eine so gravierende Bummelei . .

Meinem Vetter fehlte jeder Nachsatz. Da hörte eben einfach alles auf!

— Schließlich, nachdem ich sie noch einmal gründlich wegen ihrer Unordentlichkeit interpelliert hatte, da — also da kaufte ich ihr, wie gesagt, die rote Seidenbluse. Zwanzig Mark hat sie gekostet.

— Ja: ich weiß.

— Du weißt?

— Du sagtest es schon.

— So. — Na von dem Augenblick an trägt sie natürlich nur noch die.

— So. Na nu sei doch zufrieden!

— Nein! Nein! Das ist es ja eben! Jetzt werde ich den Gedanken an die alte nicht los! Unaufhörlich quält mich die Frage, ob sie denn nun jetzt wenigstens, wo sie doch nun den ganzen Tag über . . körperlich von der Matrosentaille getrennt ist, sie also objektiv beurteilen kann — ob sie nun jetzt wenigstens an eine

Reparatur . . an eine generelle Auffrischung . . oder wie du es nennen willst . . gedacht hat. — Ich will es dir ganz offen gestehn: die letzte Nacht habe ich sogar davon geträumt.

— Hm. Hast du — entschuldige, aber das halt ich für wichtig — hast du von dem Ganzen geträumt? Ich meine: überhaupt von der Matrosentaille und . . ihren Pertinenzen . . oder . .

— Nur von dem abgerissenen Knopf.

— Du, das ist bedenklich. Das andere würde ich für natürlich gehalten haben, aber dies ist meines Erachtens ein ernster Fall. Aus solchen Kleinigkeiten entwickeln sich fixe Ideen. Du mußt etwas dagegen tun.

— — Ich war zu weit gegangen. Mein Vetter schwieg einen Augenblick und sagte dann sehr gemessen:

— Mein Lieber, ich verbitte mir jede Anulkung. Nicht, als ob ich nicht selbst gern lachte, wo es was zu lachen gibt — in diesem Falle aber zeugt es nur von . . von . . entschuldige das harte Wort . .

— Gewiß, lieber Vetter, gewiß! — Aber ich bitte dich! Es handelt sich doch bloß um eine reine Äußerlichkeit. Ich weiß nicht, aber, wenn mir das Mädel sonst gefiele . . ob sie da nun gerade so — hermetisch zugeknöpft wäre . . darauf würde ich, glaub ich, keinen so entscheidenden Wert legen. Wie ich mich kenne . .

— Erlaube mal! Die Sache liegt doch wesentlich anders. Es handelt sich hier meines Erachtens um ein Symptom, und zwar um ein

sehr ernstes, um ein Symptom von nahezu absoluter Wichtigkeit. — Wenn sich ein junges Mädchen, ganz einerlei aus welcher Gesellschaftsklasse, schon in solchen Äußerlichkeiten so vernachlässigt, ja du lieber Gott, wer . . wer bürgt mir denn dafür, daß sie . . beispielsweise, daß sie sich auch nur wäscht!?

— Pfui!

— Ja, da sagst du nun Pfui, aber das eine ist doch so gut eine Äußerlichkeit wie das andere. Wenn sie sich in dem einen vernachlässigt, weshalb soll sie es nicht auch in dem andern tun? Siehst du: so liegt die Sache. — Und nun hör mal, wozu ich mich entschlossen habe. Also, ich muß vorausschicken, daß die Finanzierung Lores, wie du es vorhin im Scherze nanntest, mit der Beschaffung von Stiefeln, Sonnenschirm und so weiter ihren Abschluß noch nicht gefunden hat.

— Begreiflich.

— Vor allem handelt es sich darum, sie in eine menschenmögliche Umgebung zu bringen; die ‚alte Dame von Adel', bei der sie da im Hinterhause wohnt, paßt mir gar nicht . .

— Ach, ist das die, von der sie neulich erzählte? Die vom Adelsverein unterhalten wird?

— Ja. Schrecklich! Ich hab sie nur einmal flüchtig im Dunkel des Treppenhauses gesehn — aber — na! — Ihr Zimmer hab ich zwar noch nicht betreten, aber ich würde das auch nie fertig bringen. Also da muß sie raus, wenigstens wenn aus uns beiden etwas werden

soll. Ich werde ihr also eine Einrichtung kaufen, und sie soll sich zum Ersten zwei leere Zimmer mieten, in möglichst anständiger Gegend.

— Sehr brav von dir. Und sie verdient's auch. Ne, wirklich! — Na, und dann?

— Was dann?

— Dann würdest du . . ihr Zimmer betreten. Wie?

— Ja, eher nicht. Und auch das nur, wenn . . wenn sie . . wenn ich mich vorher überzeugt habe, daß sie . . also daß sie noch nicht in dem Maße verbummelt ist, daß ihr überhaupt nicht mehr zu helfen ist, denn sonst wäre das ja alles schließlich doch nur rausgeschmißnes Geld.

Es trat eine Pause ernsten Nachdenkens ein. Schließlich ergriff ich das Wort und sagte langsam:

— Hm. Ich glaube dich zu verstehen. Also nur, wenn sie inzwischen den Knopf angenäht hat . .

— Nur in diesem Falle — bestätigte mein Vetter mit allem Nachdruck. Er zog einen frankierten Brief aus der Tasche:

— Hier! Ein Brief an meinen Bruder. Du weißt: der das Rittergut in Holstein hat. — Ich hab ihn noch niemals angepumpt. Er wird sehr erstaunt sein, aber — um so besser. Er schickt's mir. — Tausend Mark. Damit wird sich die Sache machen lassen, denk ich. — Den Brief steck ich heut abend in den Kasten, wenn . . wie gesagt . .

— Wenn sie ihn angenäht hat, verstehe. Aber wie willst du das nun eruieren? Sie wird doch

heute zweifelsohne in der roten Seidenbluse antanzen.

— Folgendermaßen. Gleichzeitig mit diesem Briefe habe ich heute früh einen an Lore geschrieben. Ich habe sie eingeladen, um sieben Uhr mit mir in die gewohnte Weißbierstube zu gehen. Und zwar hättest du mir geschrieben, ob wir nicht den Abend zusammen sein könnten, du würdest dich darüber sehr freuen. Ich hätte dich also auch in die Weißbierstube bestellt und sie möchte doch, um dir eine Freude zu machen, da sie doch deinen Geschmack kenne, heute abend die Matrosentaille anziehen, die doch nun wohl — hoffentlich repräsentabel wäre.

— Aha — sehr fein!

— Du wirst mir zugeben, daß diese Prüfung eine milde, eine sehr milde ist. Wenn sie nach alledem, nach all meinen Bitten und Ermahnungen, heute wiederum mit dem fehlenden Knopfe antritt, dann . . ja dann —

— Du hast recht. Dann ist sie eine Verlorene.

— Nun, so düster seh ich die Sache noch nicht mal an. Aber . . dann passen wir eben nicht zueinander: dann ist es eben das beste, ich lasse meine Hände davon. In dem Falle würde ich einfach diesen Brief nicht abschicken, sondern ihr morgen einen andern schreiben.

Meine Augen hingen die ganze Zeit an den Lippen des Vetters; der aber sah, während er die letzten Worte sprach, nicht auf mich, sondern blickte mit dem Ausdruck wilder Entschlossenheit geradeaus, ins Leere . .

Ich versank in ein tiefes Nachdenken. Plötzlich fiel mir etwas ein:

— Aber Vetter, die Sache hat doch einen Haken.

— Wieso? — O, ich würde es schon verwinden.

— Das glaub ich auch. Nein, ich meine etwas anderes. Wenn sie nun — aber das ist wohl kaum anzunehmen.

— Was denn?

— Wenn sie nun, ich setze nur den Fall, heut Abend doch nicht in der Matrosentaille, sondern in der roten Seidenbluse erschiene, in der für zwanzig Mark — was dann?

An diese Eventualität hatte mein Vetter offenbar noch nicht gedacht. Diese Frage überraschte ihn.

— Ja dann — er sah mich zweifelnd an — dann ist die Sache faul. Es würde das wohl von einer großen Verstocktheit zeugen. Wie? — Vielleicht will sie dir gerade die neue zeigen. Na, wir werden ja sehn.

— Qui vivra, verra!

Wir hoben den Frühschoppen auf.

IV

Präzise sieben Uhr saß ich in der Weißbierstube und erwartete das Pärchen.

Ich war schlechter Laune. Der Eigentumserwerb des Finders machte mir von Tag zu Tag weniger Freude. Ich fing an Sozialist zu werden und überhaupt jeden Eigentumserwerb zu perhorreszieren . .

Und dann diese Berliner Weiße, die ich auf den Tod nicht leiden konnte, die für mich der Inbegriff, das Symbol des spezifisch berlinischen Stumpfsinns war . . Die Ungemütlichkeit, die Nüchternheit dieses traurigen Stoffs teilt sich ordentlich den Lokalen mit, in denen es geschenkt wird!

Und dieses elende Gesöff hatte mein Vetter als das richtige Getränk für eine junge Liebe erklärt . . Pfui Teufel! Ein toller Sensualist, mein Vetter! —

Da waren sie.

Lore verließ seinen Arm und flog auf mich zu. Wir drückten uns warm die Hand, wir freuten uns ehrlich . . Ich dachte in den ersten Augenblicken gar nicht daran, wie sie angezogen war, die liebe Lore.

Erst als ich meinen Vetter begrüßte und dessen trockenernste Mienen sah, fiel es mir wieder ein, das mit dem vertrackten Knopf, und ich musterte sie.

— Setz dich dorthin, Berta.

Er nannte sie Berta, der Esel! In diesem

Augenblick hatte ich eine wahre Wut auf ihn. Die Lore mit ihrem wirklichen Namen zu nennen, welche Profanation, welche Roheit!

Sie hatte die Matrosentaille an. Ach, wie hübsch sie war! Und gerade vorn vor der Brust — — hatte sie drei zarte weiße Rosen vorgesteckt. Es sah das sehr nett aus, sehr nett . .

Das fröhlichste Lächeln in dem freundlichen, ulkigen Gesichtchen . . Armes Kind, dacht ich, hätt ich ihr doch im Laufe des Nachmittags telegraphiert oder eine Rohrpostkarte geschickt, daß sie sich nur auf alle Fälle den albernen Knopf annähen möchte! So ahnungslos in ihr Verderben zu rennen, in diese ganz verdammte Falle — gräßlich! Wenn ihm wirklich so wahnsinnig viel daran lag, zum Teufel, warum nähte er ihn denn da nicht selber an, statt sich und ihr und mir das Leben schwer zu machen! Verrückt! Aber vielleicht, wer weiß, es war doch noch gar nicht gesagt . .

Noch ist die schöne, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen . .

Während ich mit ihr plauderte, verwandte der Vetter kein Auge von dem Rosenbukett an ihrer Brust. Er scheute sich doch, den letzten Schritt zu tun. Er besaß doch nicht den traurigen Mut, mit eigener rauher Hand diese zarte Rosenlüge . .

Abscheulicher Gedanke! —

Er war äußerst nervös erregt und trommelte an seiner Weißen herum.

— Sag mal, Berta — unterbrach er uns —

hast du die Rosen nicht meinem Vetter mitgebracht?

— Nein — sagte sie lachend — das verlangt der nicht. Wie?

— Nein, gewiß nicht, gewiß nicht! — rief ich ängstlich.

— Wo hast du sie denn her! — fragte der entmenschte Vetter weiter — darf ich mal riechen?

— Nein, nein. Du zerdrückst sie mir. Wie ich nämlich vorhin über die Linden ging, fuhr ein hochfeiner, offenbar fürstlicher Wagen vorbei und ein Herr, der raussah — grüßte mich und warf mir blitzschnell die Rosen zu. Fort war er. Ich konnte aber doch noch sehen, wie die Dame an seiner Seite ganz bleich wurde.

— Ach was! Das ist ja interessant! Wer mag denn das gewesen sein?

— Tja! Im ersten Moment dacht ich, es wär der kleine Protziwill, wie wir ihn nennen — aber wie ich das Wappen sah — ich müßte mich sehr irren — nein —: es war sicher der König von Portugal! Sicher! Aber ich bitte die Herren, nicht darüber zu sprechen, ich möchte nicht, daß die Sache an die große Glocke gehängt würde.

— Nein, nein. Das würden wir ja schon im Interesse der armen Königin nicht tun.

Jetzt wagte der Vetter eine neue Attacke:

— Aber, sieh mal, Berta — sagte er — das sind nun gerade drei Rosen, und wir sind auch gerade drei. Möchtest du nicht jeden von uns

beiden zum Glückseligsten der Sterblichen machen, indem du jedem eine abgibst?

— Mein lieber Freund! Erstens, wie gesagt, hab ich diese Rosen selber geschenkt bekommen — sozusagen von hoher Stelle. Zweitens dürfte es dir wohl bekannt sein, daß, in der guten Gesellschaft wenigstens, nur die Herren den Damen Blumen mitzubringen pflegen. Das Umgekehrte ist nicht üblich.

Der Vetter war um eine Kenntnis in Sachen des guten Tones reicher und schwieg betroffen.

Ich hoffte schon, daß die Gefahr nun gebannt sei und setzte in möglichst harmlosem Tone das Gespräch mit Lore fort.

Aber da nahte das Unheil!

Ein hausierender Blumenhändler trat in das Lokal. Mein Vetter winkte ihn eifrig heran und kaufte drei prachtvolle Marschall-Nielrosen. Unser Gespräch stockte. Ich ahnte die Katastrophe . . .

— Mein liebes Kind — sagte mein Vetter sehr höflich zur Lore — gestatte mir, daß ich, deiner guten Belehrung folgend, dir diese Rosen zu Füßen lege . . Halt! Ich möchte eine Bitte daran knüpfen: tauschen wir! Schenk du mir die portugiesischen, ja? Bitte! Wenn das auch in der Gesellschaft nicht ganz üblich ist, so denke, daß wir ja hier in einer Weißbierstube sitzen, und daß es niemand erfährt . . .

Es trat eine Pause ein. In Lores Zügen ging eine Veränderung vor. Das freudige, lustige Lächeln verschwand, der dumme und freche

Trotz eines verprügelten Jungen erschien. Mit einer häßlichen, eckigen Gebärde riß sie die drei kleinen Rosen von ihrer Brust, warf sie auf den Boden und rief:

— Da! Du willst ja doch bloß wissen, ob ick mir den Knopf angenäht habe — da!

Zum ersten Male hörte ich, wie sie ick statt ich sagte. Es ging mir durch und durch. — Und auch sonst: ihre Stimme klang plötzlich so roh, so brutal, daß ich erschrak und ein lebhaftes Schmerzgefühl empfand. Armes Kind!

Der Knopf, der zweite von oben, fehlte nach wie vor.

Wir schwiegen alle drei, sehr beklommen. Es trat eine peinlich lange Pause ein. Dann rief mein Vetter den Kellner, wir zahlten. —

Als wir Abschied nahmen und die Lore, die ein Lächeln erzwingen wollte, sah, daß ich traurig war und mich nicht, wie sie wohl vermutete, über die Sache mokierte, glaubte ich zu bemerken, daß ihr ein paar Tränen in die Augen traten. Sie wandte sich schnell ab und nahm den Arm des Vetters.

Ich ging in tiefer Mißstimmung heim.

— Armes Kind! Aber warum näht sie sich auch den Knopf nicht an!

V

Zwei Tage später erhob ich mich morgens gegen Zehn mit dem festen Entschluß, dem Eigentumserwerb des Finders ein Ende zu machen und mir eine andere Arbeit geben zu lassen.

In das tiefste rechtsphilosophische Nachdenken versunken, knöpfte ich mir den Hemdkragen an:

— Fauler Zauber! Man mag sagen, was man will, es bleibt etwas Schmutziges dabei. Bestenfalls ein Widersinn, etwas Blitzdummes, was man glauben — einfach glauben — einfach glauben muß. Wie kann ein Finder jemals Eigentümer werden! Unsinn! Was heißt überhaupt Eigentümer werden. Mysterium! Gerade wie der Erbgang nach Lassalle! Ooch so'n mystischer Vorgang: Fortdauer der Persönlichkeit über den Tod hinaus . . na! Und überhaupt: das Eigentum . . und so . .

— Herein!

Die Lore!

— Guten Morgen!

Strahlend vor Freude kam sie auf mich zu.

— Entschuldige, wenn ich dich in der Toilette störe, aber du könntest wohl eigentlich schon damit fertig sein. Stehst noch immer so spät auf? Schäme dich! Kennst du nicht das Sprichwort: Morgenstunde hat — plombierte Zähne? — Sie lachte laut über diesen Witz, den sie jedenfalls schon recht oft gemacht hatte, und

warf sich übermütig in einen Sessel. Sie war ganz außer sich vor Vergnügen und steckte mich mit ihrer fröhlichen Laune an.

— Ich habe mit dem Aufstehen so lang gewartet, liebe Lore, um mit dir zusammen das erste Frühstück einnehmen zu können. Meine ahnende Seele wußte, daß du zu ihr kommen würdest. Willst du bitte meiner Wirtin . . .

— Nei, nei, nei, nein! Ich danke dir sehr. Aber ich nehme schon in zwei Stunden den Lunch, und da — begreifst du . . .

Ich begriff.

Meine Wirtin brachte den Kaffee und fragte ebenfalls sehr freundlich, ob sie nicht ‚Fräulein Lore' auch eine Tasse bringen dürfte. Lore erzählte ihr sofort ihre Tageseinteilung, und daß sie davon niemals abweiche, niemals — Herr Professor Leyden hätte ihr neulich erst gesagt, daß Regelmäßigkeit der Lebensweise die erste Bedingung der Gesundheit sei. Außerdem könne sie die Kafféinbazillen nicht vertragen.

— Aber bitte, laß dich ja nicht stören!

— Wenn du gestattest . .

Kaum war die Wirtin heraus, so sprang sie auf, kniete neben meinem Sessel nieder und zog mit einem langen, drolligen Pfiff ihr Portemonnaie, ein kleines Ding von blauem Plüsch, aus dem Kleide.

— Sieh mal hier!

Und mit einem neuen Pfiff zog sie einen vielgefalteten Hundertmarkschein aus dem Por-

temonnaie hervor, blätterte ihn auf und hielt ihn mit Daumen und Zeigefinger an der einen Ecke so hoch sie konnte in die Luft wie einen frischgefangenen Fisch.

Und zum dritten Male pfiff sie und lachte dann ganz unbändig.

— Na, Gott sei Dank — sagt' ich — hat sich der Vetter besonnen! Endlich diesen Unsinn mit dem Knopf aufgegeben — 's war ja auch zu dumm.

In diesem Augenblick bemerkte ich, daß Lore heute die rote Seidenbluse anhatte. Ob sie wohl — fuhr es mir durch den Kopf. Aber ich wies den Gedanken energisch ab. Teufel auch, sollte denn das auch bei mir zur fixen Idee werden?

Lore stand auf.

— Ach, der — sagte sie geringschätzig.

Dann stellte sie sich vor mir auf und sprach wie aus unsichtbarer Höhe herab:

— Weißt du, mein Lieber, ich möchte einen Verwandten deiner Familie nicht gern beleidigen, aber das muß ich dir doch sagen: dein Vetter ist in meinen Augen ein Stiesel.

— Ein Stiesel? ... Aber ...

Doch ohne auf mich zu hören, fuhr sie mit lauter Stimme und in einem strengeren Tone fort:

— Allerdings ist es sehr richtig, wie du vermutest: der Vetter hat mir diesen elenden blauen Lappen zugeschickt. Er hat den Brief an mich, in dem er lag, nicht mal einschreiben lassen.

Aber! Wenn er etwa gedacht hat, daß ich ihm das Geld entrüstet zurückschicken würde — dann hat er sich verrechnet, dann hat er sich ganz schmählich in mir getäuscht. Zum Spielzeug halte ich mich denn doch für zu gut. Das hab ich ihm schon geschrieben, du kannst es ihm aber auch noch mal sagen.

Die Glut einer ungeheuchelten sittlichen Entrüstung, eines natürlichen Stolzes leuchtete aus Lores schönen Augen. Ich reichte ihr die Hand.

— Brav, Lore: so ist es recht! Wenn doch erst alle Frauen so zum Bewußtsein ihrer sozialen Stellung gekommen wären — dann wäre solch frivoles Spiel mit dem Herzen eines Mädchens überhaupt nicht mehr möglich. Es freut mich, daß du so frei von aller falschen Sentimentalität bist! — Aber zeig mir doch mal den Brief vom Vetter!

Sie zauberte den Brief aus ihrer Bluse hervor und reichte ihn mir mit einer verächtlichen Handbewegung:

— Du kannst mir das . . noch mal vorlesen. — Dann wollen wir's wegwerfen.

Ich las:

,Liebe Berta!

Wir sind gestern ohne Aussprache voneinander gegangen, und ich versprach Dir, heute zu schreiben. Indem ich mich hierzu anschicke, fühle ich erst, wie schwer es mir fällt und wie schwer es überhaupt fallen wird, Dir das Nachfolgende begreiflich zu machen. Doch will ich es versuchen.

Ich habe Dich bei meinem Freunde — wie Du weißt, nennen wir uns halb im Scherz Vettern . . .'

— Da siehst du's nun! — fiel mir Lore ins Wort — aus reiner Pedanterie verleugnet er seine Verwandtschaft. Weiter!

— ,Kennen gelernt. — Seine leichte Einbildungskraft, die wohl in seinen ersten Semestern besonders rege gewesen sein mag . . .'

— Frech! Was?

— Fabelhaft! — ,hatte Dich nicht nur ihm, sondern indirekt auch mir in den rosigsten Farben erscheinen lassen. Ich hatte gegen Dich, als ich Dich zuerst sah, ein vielleicht allzu günstiges Vorurteil.'

— Hat der Mensch Worte? Und das will nun ein gesellschaftlich gebildeter junger Mann sein!

— ,Da war es denn kein Wunder, daß bei den vielen anziehenden Eigenschaften, die Du zweifelsohne aufzuweisen hast, gleich von Anfang an eine bedeutende Anziehungskraft von Dir auf mich ausging. Ich war — suggestiv prädisponiert.'

— Quatsch! Was heißt denn das?

— So viel wie reingefallen, auf den Leim gekrochen.

— Aha! Da hat er nun gedacht, das würd' ich nicht verstehen! Weiter!

— ,Aber es war doch nicht das Richtige.'

— Das wollt' ich meinen!

— ,Wär ich einer von denjenigen, welche jedem neuen Reize sofort bedingungslos nach-

geben, so müßte ich jetzt alle etwaigen Enttäuschungen als anständiger Mensch mit in den Kauf nehmen und hätte kein Recht, mich zu beklagen. So aber — wo ich, meiner Natur folgend, den Zeitpunkt abgewartet habe, an dem die Besonnenheit wieder die Oberhand bei mir gewonnen hatte — bin ich glücklicherweise in der angenehmen Lage, noch rechtzeitig einzusehen, daß es, wie gesagt, nicht das Richtige war, und mir steht noch die Freiheit offen, ohne moralische Verantwortlichkeit dieser Erkenntnis gemäß zu handeln.'

— Nu bitt ich dich —

Ich unterbrach sie:

— Laß mich erst mal zu Ende lesen. Also —: ,Ich meine nämlich, daß ich mich in Deiner Person doch einigermaßen getäuscht habe. Es liegt mir fern, Dir etwa einen Vorwurf zu machen, eher dürfte ich selber aus dieser Erfahrung eine Lehre für mich ziehen. Nicht als ob die Geschichte mit dem abgerissenen und niemals wieder angenähten Knopfe irgendwie selbständig in Betracht käme, oder daß ich etwa aus einem Eigensinn, weil Du meinem Wunsche nicht nachgekommen wärest, jetzt mit Dir bräche . .'

— Bitte sehr: ich habe mit ihm gebrochen, du bist mein Zeuge!

— Gewiß. —: ,Da würdest Du mich doch für weit kleinlicher halten als ich bin. — Nein! Für mich ist dieser abgerissene Knopf lediglich der Prüfstein gewesen, auf dem ich mir Dein ganzes Wesen klar gemacht habe.'

— Prüfstein! — Ach Gott, wenn ich doch den Knopp noch hätte! Das muß ja ein wunderbares Ding gewesen sein.

— Pst! — ‚Ich will Dich nicht, ganz gewiß nicht beleidigen und nur von mir reden. Für mich, wie ich nun einmal bin, ist infolge meiner Erziehung und aller sonstigen Lebensbedingungen ein bestimmtes Maß von Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf das Exterieur und alles, was drum und dran hängt, so zur vitalen Notwendigkeit —‘

— Soll wohl fatalen heißen.

— Wahrscheinlich. Also —: ‚So zur fatalen Notwendigkeit geworden, daß ich einen Verstoß hiergegen oder gar den Mangel eines Gefühls hierfür fast wie einen sittlichen Defekt empfinde; denn für mich hängt diese äußerliche Ordentlichkeit so sehr mit der eigentlichen Gesittung und der Durchbildung des ganzen Menschen überhaupt zusammen, daß ich — aber hier breche ich lieber ab, da ich sicher bin, von Dir in keiner Weise mehr verstanden zu werden.‘ —

— Stimmt. Das erste vernünftige Wort.

— ‚Daß wir indessen nicht zusammen passen und deshalb besser wieder auseinander gehn — das hat wohl auch Dir die Geschichte mit dem Knopf zur Evidenz erwiesen.

Darum sag ich Dir hiermit Lebewohl. Glaube nicht, daß es mir so leicht wird, wie Du nach diesem mit dem Verstande geschriebenen Briefe annehmen könntest.‘ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte erwartet, daß die Lore, wenn ich zu Ende war, losbrechen würde. Das trat nicht ein. Sie hatte sich ans Fenster gestellt und sah auf die Straße. Wir schwiegen beide.

Dann drehte sich die Lore langsam um und sagte nachdenklich:

— Ich werde mir keinen Hut kaufen, sondern ein Sammetbarett.

VI

Am andern Tage schickte mir der Vetter den Antwortsbrief Lores zu.

Er lautete:

‚Sehr geehrter Herr!

Sie schreiben mir in Ihrem letzten Briefe so vieles, was ich der Höflichkeit wegen nur mit deutlich benennen kann, daß es im eigentlichen Sinne gewissermaßen zwecklos ist, auf Ihren letzten Brief eine Erwiderung zu geben. Von dem Gelde will ich nicht sprechen, aber der Grundton, der für mich daraus hervortönte, war in erster Reihe etwas in jeder Weise Brüskes, höchst Unmotiviertes.

Und selbst daraufhin, daß ich in meiner Übereilung den Fehler beging, um einen Knopf, wovon man gar nicht reden sollte, Sie aber machen einen so großen Lärm davon, daß ich den nicht annähte, als ob ich nicht in meinem Leben schon viele hundert Knöpfe angenäht hätte, so ist es doch immer noch besser, ein Knopf ist los, als wie bei andern eine Schraube.

Denn nach meiner und wohl der allgemeinen gesellschaftlichen Meinung läßt ein feingebildeter Herr daraufhin einer jungen Dame noch lange nicht einen derartigen fragmenthältigen Brief respektive eine solche Verabschiedung zu teil werden.

Ich bin mir durchaus nicht bewußt, Sie mit Absicht in sittliche Unannehmlichkeiten brin-

gen zu wollen, bloß Sie scheinen angenommen zu haben, daß ich als Spielzeug zu behandeln sei. Wie es eben den Kindern so gern beliebt, daß sie, wenn es ihnen über ist, einfach beiseite werfen.

Als so ein Spielzeug von einem Herrn behandelt zu werden, dafür halte ich mich aber doch zu Schade, und wenn Sie, geehrter Herr, glauben, sich in meiner Person geirrt zu haben und so, so bedaure ich Ihren Irrtum mit großer Lebendigkeit, ich zeige und gebe mich eben so, wie ich von Natur veranlagt bin, über weitergehende Beurteilung fühle ich mich erhaben und spreche wie jener weise Lateiner:

Pater-pec-cavi.

Hochachtungsvoll

B. H.

Sollten Sie, geehrter Herr, etwas hierauf zu erwidern haben? Dann unter postlagernd B. H. 16896 Postamt No. 4 Stettiner Bahnhof.‘

WIE DER KLEINE ZUM TEUFEL WURDE



I

Mit meinem Freunde, dem Kleinen, kann ich heute kaum noch reden. Er ist mir über den Kopf gewachsen. Er ist jetzt Reserveoffizier, und ich bin noch immer überzeugter Reichskrüppel; er ist einer der beliebtesten Referendare unserer gemeinsamen Vaterstadt, und ich habe inzwischen diesen bürgerlichen Beruf mit einer lohnenderen Beschäftigung vertauscht. Kein Wunder also, daß mein Freund, der Kleine, jetzt, wenn auch mit Wohlwollen, auf mich herabsieht.

Vor fünf Jahren war das anders. — Ich war in Berlin zu hohen Semestern herangereift, stand kurz vor dem mündlichen Examen, und er kam als blutjunger Fuchs, eben von der Schulbank, zum erstenmal aus der Provinz nach Berlin. Es war natürlich, daß ich damals noch eine gewisse Autorität bei ihm genoß. O schöne Zeit . . .

Die Geschichte, die ich erzählen will, spielte einige Monate später, als die vorige vom abgerissenen Knopfe. Sie ist mir dabei wieder eingefallen.

Es hieße übrigens dem Kleinen Unrecht tun, wenn man nach dem Obigen annehmen wollte, daß ihm etwa damals das nötige Selbstbewußtsein gemangelt hätte. Im Gegenteil! Nur besaß es noch nicht diese vernichtende Schärfe der sozialen Überlegenheit, es war harmloser — es war vorwiegend sittlicher Natur.

Gleich am ersten Abend, nachdem ich ihn von der Bahn geholt und in ein ‚echtes Bierlokal' geführt hatte, hielt er mir folgende Rede:

— Na, du altes R . . : man hört ja nette Dinge von dir! Du schämst dich wohl gar nicht mehr! Wenn man den Kerl ansieht! Es ist nicht auf eine Kuhhaut zu schreiben, wie schnell es mit ihm bergab gegangen ist! Ein Mensch wie du! Zwar: stinkend faul warst du ja auch schon als Pennäler, aber immerhin: du berechtigtest doch zu einigen Hoffnungen. Sagte man! Ich muß allerdings zu meiner Ehre bekennen, daß ich persönlich nie daran geglaubt habe. Nie! — Prosit!

Der Kleine, wenn er so loslegte, versetzte mich stets mit unfehlbarer Sicherheit in die rosigste Laune. Ich vergaß alle Examenssorgen, und wir stießen laut lachend die Krüge aneinander.

— Gott sei Dank, daß du jetzt da bist, Kleiner! Nun kann ja noch alles gut werden.

— Das ist zu spät! Bilde dir nur keine Schwachheiten ein. Du bist nun mal in dem Sumpf der Großstadt versunken —: dir hilft kein Gott mehr!

Es war unvergleichlich, mit welcher pathetischen Lüsternheit der Kleine den Sumpf der Großstadt betonte. Er wollte ihn ja immerhin erst kennen lernen — diesen Sumpf . . .

— Aber ich will dir sagen, woran das liegt. Wodurch du so weit gekommen bist, und weshalb mir das nie passieren kann! Wenn du so wie

ich mit einer — verstehst du? —: einer reinen und keuschen Liebe im Herzen in dies Leben hier hineingekommen wärst ... Aber das muß ich dir ja erst erzählen!

Und nun, mit seiner galoppierenden Offenheit, fing er an und erzählte. Also er hatte sich verlobt. Heimlich, aber natürlich fürs Leben ... auf dem letzten Primanerball. Dora hieß sie. Sie war — nein, aber wirklich! — das reizendste, das lieblichste Geschöpf von der Welt. Und dabei klug und riesig gebildet! Sie spielte Klavier und malte sogar! Und dabei war sie erst siebzehn! — O, ich brauchte mir nicht einzubilden, daß das alles Gänse wären — diese anständigen Mädchen. Es gäbe Gottlob noch Ausnahmen! Freilich müsse man sich die Mühe machen, sie herauszusuchen ...

Nun kam ich wieder dran.

— Du natürlich — schnauzte er los, du, in dieser ewigen Atmosphäre, hast keine Ahnung, du glaubst, weil sie zurückhaltend sind — müssen sie gleich dumm sein. Du hast nur nicht gelernt, dich mit ihnen zu unterhalten! Das ist das Ganze!

Nach diesem Ausfall gegen mich hielt er inne und beschaute mich herausfordernd mit seinen in schöner Begeisterung funkelnden Augen. Er hatte überhaupt einen hübschen Kopf, an dem ich immer meine Freude hatte.

— Ich weiß schon — sagte ich resigniert: ich weiß schon. Du wirst ein Mandat unserer organisierten Tantenschaft in der Tasche tragen.

Gesteh's nur: du hast den Auftrag, mich lebendig oder tot in die gute Gesellschaft zurückzuführen. Es ist ein Preis auf meinen Kopf gesetzt. Unter dem Vorwande, hier in Berlin Jurisprudenz studieren zu wollen, kommst du in geheimer Mission der Alliance moralisatrice ...

— Du bist verfolgungswahnsinnig. — Ich sage ja —: bei dir ist nichts mehr zu wollen.

— Du beruhigst mich. Prosit. —

Wir tranken. Und er fuhr in der Beichte seines Herzens fort. — Sie liebte ihn natürlich ganz furchtbar. Wenn er sie küßte, wurde sie wie rasend. Er sah da so recht, wie leicht es tatsächlich einem Manne ist, seine Macht zu mißbrauchen. Wie das wirklich gar kein Kunststück ist. Aber um so elender ist es auch! — Gott sei Dank: bei ihm war sie sicher. Er konnte sich beherrschen, er war kein Lump! — Donnerwetter, laß dieses eselhafte Grinsen aus deiner Visage!

Er schlug auf den Tisch. Wir waren beim Fünften.

— Ja, weißt du, lieber Kleiner, mein Lächeln ist ja nur der freudige Widerschein deines hohen Glücks:

> Bedenke, daß ja mir nicht das geworden,
> Was dir, dem Reichen, das Geschick gebracht —:
> Ein Rausch des Glücks bis an der Seele Borden,
> Ein Liebestraum in aller Lebensnacht!

Mit unsagbarer Geringschätzung in Blick und Ton fragte er mich: — Du dichtest wohl immer noch?

— Ach ja — erwiderte ich mit einem Seufzer.
— Merkwürdig. Und immer noch an die verschiedensten Weiber natürlich.
— An die verschiedensten Weiber.
— Pfui! —
Der Stoff war ausgezeichnet. Wir brachten es beide bald auf Zehn. Der Kleine wurde immer großartiger. Ich glaubte ihm alles aufs Wort. Es wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen, es nicht zu tun. Der Abend war so schön.
— Überhaupt, weißt du: Glück muß ein junger Mensch haben, Glück! Das ist alles! — Und dann natürlich: man darf auch kein Hornochse sein! Im rechten Moment zufassen und, was man hat, festhalten — das ist die ganze Kunst. Und das hab ich raus, kann ich dir sagen . . .
Wir tranken immer noch sehr viel mehr. —
Schließlich fuhren wir aber doch hocherfreut nach Hause. Er schlief die Nacht bei mir. Morgen früh wollte er sich eine Wohnung suchen.

II

Nach dieser ersten erhebenden Antrittsfeier hörte ich volle acht Tage nichts vom Kleinen ... gar nichts.

Die ersten Tage dacht ich: Aha, jetzt sieht er sich erst mal den Sumpf an. Dabei bin ich überflüssig. Als aber eine ganze Woche verging, ohne daß er etwas von sich merken ließ, da wurde mir die Sache denn doch bedenklich, und ich telegraphierte an seine Mutter nach seiner Adresse.

Nachmittags erhielt ich denn auch die gewünschte Drahtantwort. Sie lautete: Kleiner wohnt Tieckstraße 30/31. Aber bitte rühren Sie nicht daran.

Wohl eine halbe Stunde lang las ich es wieder und wieder: Kleiner wohnt Tieckstraße 30/31. Aber bitte rühren Sie nicht daran.

Was, zum Teufel, sollte denn das heißen? War ich wirklich schon blödsinnig geworden von dieser Examensbüffelei — oder lag es am Text? Woran sollte ich denn nicht rühren?

Ich fuhr hin. Tieckstraße 30/31. — Als ich die Haustür öffnen wollte, schauderte meine Hand unwillkürlich vor der Klinke zurück.

— Ach Unsinn, sagte ich mir: du wirst auf deine alten Tage noch abergläubisch werden! — Und mutig griff ich zu und öffnete mir das Haus!

— — Ich trat in eins jener trostlosen Chambregarniezimmer, die dazu ersonnen zu sein

scheinen, auch dem philiströsesten Musenjüngling die Augen über die Vorzüge des Kneipenlebens zu öffnen. Von dem mitleidslosen Öldruck Seiner Majestät bis herab zu den violettplüschenen ‚Fohthöchs‘ war alles vertreten, was zum Interieur einer solchen ‚Bude‘ nun mal gehört.

Die Unfreundlichkeit des Zimmers wurde noch erhöht durch das abendliche Halbdunkel. Eine Studierlampe schien diesen Räumen unbekannt.

Wie ein Schatten von der Wand löste sich der Kleine schweigend aus den dunklen Tiefen des Sofas und starrte mich an.

— Mensch, mach doch Licht! — rief ich ihn an. Mir war direkt unheimlich zumut.

— Licht? — Ja so.

Ich erschrak. War das die Stimme des Kleinen?

Er ging zur Tür und rief nach einer Lampe.

— Kleiner, was fehlt dir?

— Nichts.

— Weshalb hast du dich die ganze Zeit nicht sehen lassen?

— Ich habe gearbeitet. —

Die Wirtin kam und brachte ein Stearinlicht, das sehr schlecht brannte. Der Kleine fuhr sie ärgerlich an:

— Weshalb bringen Sie keine Lampe?

— Ich habe bloß zwei. Eine brauch ich selber und eine braucht der andere Herr. Sie sind ja doch nie zu Hause.

Damit ging sie. —

— Hm. — Wir setzten uns beide an den ovalen Sofatisch mit der schmutzigen gehäkelten Decke. Der Kleine hustete. Ich betrachtete ihn. Möglich, daß das unruhige Flackern des elenden Lichtstumpfes mit daran schuld war — jedenfalls sah er greulich aus . . greulich!

— Kleiner, was fehlt dir denn? — wiederholte ich eindringlicher.

— Ach, komm — sagte er — hier können wir ja doch nicht bleiben. Schauriges Loch, hier. Hab auch schon wieder gekündigt. Komm: woll'n gehn.

Er suchte nervös nach seinen Sachen. Wir gingen.

Auf der Straße sagte der Kleine:

— Du, woll'n wir nicht in die blutige Lampe gehn?

— Blutige Lampe! Was ist das?

— Tingeltangel . . . Ohne Entree . . . S' wird gesammelt . . . Hier, gleich in der Nähe.

— Na, weißt du — sagte ich und betrachtete ihn so scheu von der Seite — ich kann nun eigentlich nicht behaupten . . .

— Ach tu doch nicht so — schnauzte er mich an. Zum erstenmal kannte ich meinen Kleinen wieder und seufzte erleichtert auf.

— Lächerlich, wenn ein Mensch wie du — sich auch noch zieren will!

— Aber Kleiner, ich habe Durst nach einem guten Glase Bier, habe außerdem noch nichts gegessen . . .

— Ach Unsinn! Dies stumpfsinnige Rum-

sitzen in der Kneipe — das konnt' ich zu Hause auch schon. Hier will ich doch merken, daß ich in der Weltstadt bin.

— Na — also gehn wir schon in die blutige Lampe.

Als wir dort ankamen, bemerkte ich sogleich, daß der Kleine da bereits alter Stammgast war — N' Abend, Herr Doktor, n' Abend, Herr Doktor . . .

Wahrlich: er hatte seine Zeit nicht verloren.

— Famose Waden, was?

— Aber Kleiner!

— Was denn? — Donnerwetter, Mensch —: ich hätte nicht gedacht, daß du ein solcher Heuchler wärst! Tag, Emmy!

Mit der Miene des souveränen Wüstlings nickte er einem unglücklichen Geschöpfe auf dem Podium zu, das allerdings ganz als Wade gedacht zu sein schien. Sie lächelte melancholisch auf ihn nieder.

Das Lagerbier war natürlich nicht zu trinken. Der Klavierspieler hielt das alte Pianino offenbar für noch nicht verstimmt genug und haute konsequent daneben. Die Waden hatten sämtlich keine Stimme und kein Talent.

Dazu kam, daß auch der Kleine völlig ungenießbar war. Kurz als schließlich sogar noch eine — ‚seriöse' Sängerin das Podium bestieg, die ihre höhere Kunstbranche durch lange Kleider markierte — da wurde es mir denn doch zu bunt, und ich beschloß zu gehn, sobald diese Dame ausgesungen hätte.

Hm. Sie sang natürlich das schöne Lied:

Nur einmal blüht
Im Jahr der Mai,
Nur ein —
Mal im Leben die Liebe!

Trotz der endlosen Vokale war sie schließlich fertig. Reicher Beifall lohnte sie. Ich wandte mich zum Kleinen.

Aber was sah ich da!

Das Kinn auf die Fäuste gestützt, saß er da, sah in sein Bierglas und die hellen Tränen liefen ihm langsam über die Backen.

Der Kleine weinte! Ganz leise weinte er — offenbar ohne daß er's wußte. Er hatte seine Umgebung völlig vergessen.

Ich muß sagen, daß mich das ordentlich erschütterte. Denn wie das mit solchen burschikosen Freundschaften ist: man teilt die Freude — nur selten das Leid. Schon aus dem einfachen Grunde, weil . . Du lieber Gott, nun ja: was hat denn so ein jüngstes Semester für Leid?

— Kleiner! — Nu sei doch nicht so borniert, sag mir doch, was du hast!

Er antwortete nicht, aber nach einigem Schweigen zog er einen recht zerknitterten Brief aus der Tasche und reichte ihn mir, ohne mich anzusehen.

Ich las. Der Brief, der an jenem Abend in meinen Besitz übergegangen ist, lautet folgendermaßen:

Lieber Freund!

Seit Du fort bist, war es mir gleich so merkwürdig, was ich aber erst nicht wußte, weshalb. Mama hat zwar immer schon so gesagt, daß Pastor Schulz ein prächtiger und braver Mensch wäre, auf den man sich verlassen könnte, und er hätte auch Vermögen und schon in so jungen Jahren eine feste Anstellung, aber ich hatte darauf nicht geachtet und Dir deshalb auch nichts davon gesagt.

Lieber Freund, an die letzte Zeit und den Ball bei Seemann, der mein erster war, werde ich immer zurückdenken müssen.

Ja das waren schöne Zeiten,
Doch die sind nun vorbei!

Wer weiß, ob wir uns je in diesem Leben wiedersehn, das sagte ich Dir schon beim Abschied, nicht wahr? Ich weiß nicht, ich habe immer eine Vorahnung gehabt, daß sich uns unübersteigbare Hindernisse in den Weg legen würden, worüber Du mich aber stets auslachtest und siehst Du, nun sind sie schon da, denn gestern hat Pastor Schulz schon mit Mama gesprochen.

Ich leide entsetzlich, denn Du siehst wohl ein, daß wir unter diesen Umständen nie auf eine Vereinigung rechnen können, erstens liegen bis zu der Zeit, wo Du heiraten könntest, doch noch etliche Jahre, und dann will auch Mama, wie ich wohl gemerkt habe,

durchaus Pastor Schulz, und wir raubten uns bloß die schönsten Jahre unserer Jugend.

Man muß sich eben über alles zu trösten suchen, und Gott sei Dank bin ich eine Natur, die sich schnell über etwas hinweggesetzt, was ihr doch unendlich schwer wird, weshalb ich auch die Schrift zu entschuldigen bitte, ich schreibe auf dem Postamt und habe deshalb nur fünf Minuten Zeit. Dieselben Orte, wo wir so glücklich waren, alles mahnt mich an Dich und ich darf nichts sagen, darf nicht einmal eine Träne vergießen, die mir doch gewiß Erleichterung verschaffen würde!

Lieber Freund: bedenke, wie sich auch an uns Scheffels Lied bewahrheitete:

Behüt Dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Ja, es wär zu schön gewesen! Dies ist wahr und wer weiß, ob Du nicht dadurch auch Deine Studien vernachlässigt hättest.

Nun adieu, Gott behüte Dich. Wir wollen beide den Schmerz unterdrücken, so groß er auch ist, und niemand was merken lassen.

Deine tiefgebeugte

Dora.

P. S. Ich erwarte keinen Brief mehr, denn wozu, und gebe Dir deshalb keine andere Adresse. D.

— Dora heißt die Canaille! — murmelte ich, nachdem ich zu Ende gelesen hatte. Ich war

ehrlich wütend und zerknitterte die schon öfter zerknitterte Epistel meinerseits noch einmal.

— Da hast du's nun mit deinen anständigen Mädchen! Das ist es ja: geheiratet wollen sie sein, die Bestien. Und weiter nichts. Ä! Pfui Deuwel!

Der Kleine richtete sich an meinem Zorn seelisch wieder auf und überwand seine sentimentale Regung. Er schlug derart mit der Faust auf den Tisch, daß sich alle Welt nach uns umsah. Aber das störte ihn nicht, sondern er rief, er schrie beinah:

— Ja! Ja! Du hast recht. — Oh, da muß man, da muß man ja schließlich zum Teufel werden! Zum Teufel! — Wenn selbst ein Mädchen, wie Dora ... Mensch! Kannst du denn überhaupt fassen, was das heißt? Dora! Dora!

Die Leute an den Nebentischen wurden unruhig und einige zischten. Wir taten, als bemerkten wir es nicht. Ich sagte:

— Ja, ja: ausgerechnet Dora — dieses seelenvolle Mädchen!

— Ach, ich verbitte mir das! Sie war durchaus nicht seelenvoll. Das hat sich jetzt gezeigt. Gibt es denn auf der ganzen Welt eine größere Gemeinheit, als sich in dieser Weise ... so mir nichts dir nichts .. mit einem andern Menschen zu verloben?!

Ich verneinte diese Frage nach bestem Wissen und Gewissen. Er schlug trotz der bereits gereizten Umgebung wieder mit der Faust auf den Tisch und rief:

— Und noch dazu mit einem Pastor!

— Ruhe! — rief jetzt eine Stimme.

Ich sprach deshalb etwas leiser:

— Na, weißt du, Kleiner —: daß es ein Pastor ist, das ist nun meines Erachtens in diesem Falle noch lange nicht das Schlimmste. Für dich nämlich. Ich wenigstens würde in deiner Stelle aus diesem Umstande sogar noch eine gewisse Süßigkeit saugen . . .

— Wieso?

— Ja, ich hab sie zwar nie gesehn, aber . . . ich kann sie mir doch ganz gut vorstellen — als Frau Pastor. Morgens melkt sie die diversen Kühe, nachmittags stopft sie ihrem Herrn Gemahl die lange Pfeife und zwischendurch wird gekocht und gewaschen. Sonntags kommt Besuch — und so weiter. — Na und dann —: die Kinder! Was glaubst du! Man hat mir erzählt, daß sie in solchen Pastorenfamilien überhaupt nur noch nach Dutzenden gezählt werden. — Das sei deine Rache!

Des Kleinen Augen leuchteten in fanatischer Glut. Er schrie — Ja! Ja! O, das ist ihr recht! Das ist ihr recht! Da hat sie sich was Nettes eingebrockt!

— Ruhe! Zum Donnerwetter! — Die Geduld des Publikums war gerissen. Von allen Tischen erfolgten Zurufe. Der Kleine sah sich herausfordernd um, der Grimm seiner Seele lechzte nach Taten.

Da trat ein junger, elegant gekleideter, untersetzter Herr auf uns zu und teilte uns höflich

mit, daß der Wirt uns bitten ließe, entweder unser Privatgespräch etwas leiser zu führen oder . . .

— Halt die Schnauze, verfluchter Esel! — schrie ihn der Kleine an. —

Der auf diese Worte folgenden Vorgänge erinnere ich mich teils nicht mehr genau, teils sind sie weder für den Kleinen noch für mich in dem Maße ehrenvoll, daß sie einer besonderen Aufzeichnung würdig erschienen. Zu unserem Unglück war das Straßenpflaster an diesem Tage gerade hervorragend schmutzig, so daß ein Droschkenkutscher uns unsere Bitte um Aufnahme rundweg abschlug und wir den Weg zur Bude des Kleinen tiefbeschämt zu Fuß machen mußten. Wir mieden die Nähe von Laternen so gut es ging.

III

Des Geistes Wegwurf in ein Meer von Schmach —

Diese Verszeile knirschte mir allabendlich wie Sand zwischen den Zähnen, wenn ich erschöpft von dem Auswendiglernen juristischer Weisheiten einschlief. Es war so weit mit mir gekommen, daß mir selbst der Schlaf keine Ruhe mehr brachte. Im Traume kehrten sie wieder, diese scheußlichen Ungetüme, diese Rechtsbegriffe. Eines Nachts erwachte ich schweißgebadet: ich war behaglich in eine alte, liebe Kneipe eingetreten und fand da, statt der guten Mädchen Emmy und Grete, neuengagiert die Emphyteusis und die Superficies ...

Endlich an den Iden des März, vollbrachte ich dann — das Unmögliche — das Examen ...

Auf der Rampe vorm Kammergericht stand der Kleine. Er schüttelte mir gerührt die Hand — ‚Was der Preußische Staat für'n Pech hat ..'

Als Ort der nun folgenden Sitzung wählten wir das alte Kempinskische Lokal in der Friedrichstraße. Ich muß bei dieser Gelegenheit um Entschuldigung bitten, daß die von mir erzählten Geschichten sich eigentlich immer in irgendwelchen Lokalen zutragen. Mir fällt das soeben selber auf. Aber ich darf wohl hoffen, daß niemand so böswillig ist, aus dieser Tatsache, die sich einfach aus meiner sachlichen Wahrheitsliebe erklärt, Schlüsse auf meine persönliche Lebensführung zu ziehen. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— Nun, Kleiner — was blickst du so trüb und so bleich? Hat die Wunde sich noch nicht geschlossen?

— Ach du meinst, wegen Dora? Denke gar nicht mehr an sie. Ist mir so gleichgültig.

— Na, denn sei doch vergnügt. Was hast du denn?

— Der Sekt ist mir zu süß.

— Du bist eine faustische Natur, Kleiner. Im Sekt verschmachtest du nach Rheinwein. Aber meinetwegen ...

Bei einer Flasche Rauenthaler hob sich die Laune des Kleinen. Aber nur vorübergehend: alsbald versank er in seinen Stumpfsinn zurück, so daß ich schließlich ungeduldig wurde.

— Zum Teufel, ich habe sie nun allmählich satt, deine ewigen Seelenschmerzen. Was ist denn nu wieder! Hätte, weiß Gott, nie gedacht, daß du dich — hier im Sumpf so schnell zum tragischen Genie entwickeln würdest. Los! Rede wenigstens!

Der Kleine fuhr sich durch seine Locken, die er damals noch nicht zur Leutnantsfrisur depomadisiert hatte, und sah mir traurig und treuherzig in die Augen.

— Weißt du — sagte er langsam — ich hab es früher immer für eine Phrase gehalten, aber jetzt merk ich, daß es doch richtig ist, nämlich — daß einen das Leben schlechter macht. Das Leben — und vor allem die Weiber.

— Aber lieber Kleiner, das steht ja schon im alten Testament.

Da wurde er patzig:

— Das weiß ich nicht! Geht mich nichts an! Ich bin kein Jude!

Darüber ließ sich nicht streiten. Nach einigem Schweigen fuhr er fort:

— Nämlich — ich muß dir eine Geschichte erzählen.

— Nun ja, natürlich. Darauf wart ich ja schon lange. Also: wo hast du sie kennen gelernt?

— Auf der Straße. Es war windig, und der Hut flog ihr fort. Mir gerade ins Gesicht. Ach ich sage dir ...

Er trank sein Glas aus.

— Thekla von Broigh heißt sie. Ihr Vater ist als Hauptmann bei Königgrätz gefallen.

— So? — Wie alt ist sie denn?

— Achtzehn.

— So so. — Das muß ein sehr tüchtiger Offizier gewesen sein.

— Wieso?

— Na, er muß doch zum mindesten eine ganz ungewöhnlich nachhaltige Wirkung ausgeübt haben ...

— Ah ... ja so! Hm.

— Na, aber das macht ja nichts. Wenn es sich um die Angabe des Alters handelt, sind solche Rechenfehler verzeihlich. Nu mal weiter.

— Ja, also ihre Mutter lebt als Witwe in Torgau. Natürlich sehr ärmliche Verhältnisse .. von Jahr zu Jahr wurden sie schlechter. Schließlich sah die Mutter nur noch einen Ausweg.

Ein alter Freund ihres Mannes, ein Major von Soundso, Witwer, Vater von drei Kindern, sehr wohlhabend, bewarb sich um Thekla. Da er aber alt und unschön war, hatte sie ihn abfallen lassen. Trotzdem kam er immer wieder. Wie die Not nun am höchsten war, redete die Mutter so lange auf Thekla ein, bis sie nachgab und Ja sagte. Sie konnte sich nicht mehr retten. — —

Der Kleine schien von seiner Erzählung selbst ergriffen zu sein. Er schwieg und leerte wieder sein Glas. Ich störte ihn nicht, sondern wartete, bis er fortfuhr.

— Das war an einem Abend gewesen, als die Mutter sie herumkriegte. Am andern Morgen sollte der Major kommen und — und in der Nacht ging sie durch.

— Durch?

— Ja, hierher nach Berlin. Sehr brav, nicht wahr? Sie wollte sich nicht verkaufen lassen.

— In Torgau. Jawohl. Sehr brav. Aber was hat sie hier angefangen? Wie lange ist sie schon hier?

— Erst wenige Monate. Bisher hat sie sich davon ernährt, daß sie die Schmucksachen, die ihr der Major in der letzten Zeit geschenkt hatte, eins nach dem andern . . . versetzte.

— So. Nun und wenn sie mit diesem bürgerlichen Beruf zu Ende ist — was dann?

— Ja, das ist ja eben der Haken.

— Ach so — nu kommst du. Laß dich nur nicht auch versetzen.

Ich hatte die Gefühle des Kleinen verletzt. Er wurde grob.

— Wenn du altes Rindvieh kein Gefühl mehr im Leibe hast, so ist das schlimm genug, und du solltest dich was schämen.

Dieser plötzliche Hinblick auf meine Persönlichkeit erinnerte ihn daran, daß er noch gar nicht auf mein Wohl mit mir angestoßen hatte, und so wurde er ganz unvermittelt sentimental. — Er wünschte mir alles Gute und Liebe, pries in warmen Worten mein wohltemperiertes, leichtschlagendes Herz, und schließlich küßten wir uns.

Nach der Verlegenheitspause, die diesem Überschwang der Gefühle folgte, nahm der Kleine wieder das Wort:

— Weißt du: es ist ja zu traurig. Sie hat sich die letzte Zeit schon kaum noch durchschlagen können. Als ich sie kennen lernte, hatte sie bereits alles versetzt oder verkauft — bis auf das Kleid, das sie auf dem Leibe trug. Schrecklich! So taumelte sie ahnungslos dem Abgrunde zu . . .

— Welchem Abgrunde?

— Na aber Mensch! Bedenke doch! Sie ist sehr hübsch, eine schlanke, elastische Figur. Eh sie jemanden gefunden hätte, der ihr aus reiner Menschenliebe hilft . . .

— Hm. Ja so. Ich verstehe. Nun und du — hast ihr also — aus reiner Menschenliebe geholfen.

Der Kleine versank in ein düstres Schweigen.

Dann sagte er ohne mich anzusehen mit gedämpfter Stimme:

— Nein. Das ist es ja eben. Wie ein richtiger Lump hab ich an ihr gehandelt. — — Sieh mal, du mußt dir eben meinen Gemütszustand vorstellen, wie er damals war nach diesem schmählichen Brief von der Dora. Ich hatte eine Wut auf die ganze Nation! Hast du Strindberg gelesen?

— Jawohl.

— Na, also, dann weißt du ja ungefähr . . . Wie ein erstickter Schrei nach Rache . . . ja! — So saß es mir in der Kehle. Ich mußte ihn um jeden Preis los werden, diesen Schrei . . . ich mußte der Nation einmal zeigen, beweisen, was es eigentlich heißt, einen Teufel aus einem gemacht zu haben! — — Sie war so arglos. Am dritten Abend, nachdem wir im Pschorr gesessen hatten . . sie hatte eine Portion Gänsebraten gegessen . . erzählte ich ihr, ich hätte ihr ein feines silbernes Armband gekauft, hätt' es aber dummer Weise zu Hause liegen lassen. Aber da wir ja so wie so vorbeigingen und . . da könnte sie sich ja bei der Gelegenheit gleich mal ansehn, wie ich eingerichtet wäre und —

— Allerdings — teuflisch!

— Gemein. Grade wo sie deshalb von Hause ausgerückt war. Einfach gemein. Aber das Schlimmste ist: ich gewöhne mich und sie an . . an diese Gemeinheit.

— Kleiner, Kleiner — wo soll das hin?

Er lachte höhnisch:

— Hö! Wo das hin soll? Ich sagt' es dir schon: Man wird eben von Tag zu Tag schlechter. Auf die himmlische — die irdische Liebe. Des Schweines Ende ist der Wurst Anfang. — Ich seh es schon kommen — ich werde noch so wie du. —

— Elender! — Aber kann man denn dieses junge Mädchen nicht mal ... kennen lernen?

— Ja, Thekla ist zwar sehr scheu — aber offen gesagt: ich möchte sogar sehr gern, daß du sie kennen lerntest. Ich habe manchmal das Gefühl .. na, wie soll ich sagen .. daß ich doch noch recht jung bin. Und dann .. ich weiß nicht, ich werde aus mir selber nicht mehr gescheut .. was soll nun geschehen? Müßte ich nun nicht eigentlich Ernst machen?

— Was für'n Ernst?

— Nun ich meine: als Ehrenmann .. sie ist aus guter Familie .. ich kann ihr doch keinen Vorwurf daraus machen, daß — ich sie verführt habe.

— Um Gotteswillen, Kleiner! Du hast ihr doch nicht schon was versprochen?

— Nein, das nicht, aber .. ich habe ihr .. davon gesprochen, daß ich sie zu ihrer Mutter zurückbringen wollte.

— Was sagte sie dazu?

— Niemals! Sie zitterte förmlich vor Schreck. Das Kind ist ja so verschüchtert.

— Na gut. Nu versprich mir mal, daß du nichts weiter unternehmen wirst, bevor ich sie nicht kennen gelernt habe. Hörst du?

Er versprach es, und wir verabredeten nun, daß ich mich am nächsten Nachmittage, wo das Fräulein von Broigh zum Kleinen kommen wollte, dort ebenfalls unerwartet einstellen sollte. Dann würden wir mal ein ernstes Wort mit ihr reden . . überhaupt mal sehen . .

IV

Am andern Morgen erhielt ich einen Brief vom Vater des Kleinen:

— Sie wissen, daß mein Sohn eine chronische Neigung zu Verlobungen besitzt. Ich habe in der Beziehung schon manches mit ihm durchgemacht und bin an einiges gewöhnt. Schon als Untertertianer war er mit der Köchin einer befreundeten Familie verlobt. Seitdem sind die Geschichten immer weniger aufregend geworden. Darum ist es möglich, daß ich ihn in dieser Hinsicht verwöhnt habe, denn in seinem letzten Briefe an mich proklamiert und fordert er geradezu ein prinzipielles ‚Recht auf Verlobung'. Der Brief ist in einem so merkwürdigen, drollig ernsthaften Ton geschrieben, daß ich doch stutzig geworden bin. Man braucht kein Genie an Menschenkenntnis zu sein, um erkennen zu können, daß etwas Außergewöhnliches in ihm vorgeht. Es ist nun zwar ein bißchen viel von Ihnen verlangt, sich darüber zu informieren, denn ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß es bisher nichts Uninteressanteres gab, als die periodischen Verlobungen meines Karle, ich möchte Sie indes auch nur darum bitten, zuzusehen, ob überhaupt etwas Ernstliches zu befürchten ist. Ich würde dann sofort selber kommen. — Es gibt bekanntlich unheilbare Quartalssäufer, die bessern zu wollen ein törichtes Unterfangen wäre, ebenso wird es mir nie einfallen, einen notorischen Quartalsbräutigam,

wie meinen Sohn, in seinem, im ganzen harmlosen Vergnügen zu stören.

Auch bin ich, wie Sie wissen, kein Männerbundsmitglied, und es liegt mir fern, den Jungen unter eine sittenpolizeiliche Kontrolle zu stellen; zu welchem Zwecke ich auch am allerletzten Veranlassung nehmen würde, mich an Sie zu wenden.

Aber — auch Verlobungen dürfen nicht ausarten. Sie verstehen mich. Bitte, antworten Sie mir bald! Im voraus besten Dank.

Und so weiter . . . .

Der Brief machte mich doch nachdenklich. Ich fühlte wohl, daß sich hinter diesem mir wohlbekannten trocknen Humor doch eine ernsthafte Besorgnis verbarg. Denn es war schon viel, daß der alte Herr überhaupt so einen Brief schrieb, und daß er gar daran dachte, eventuell selber zu kommen . . .

Meine Ungeduld ließ mir daher keine Ruhe, und ich kam früher zum Kleinen, als verabredet war. Das Fräulein von Broigh war noch nicht da.

Ein unbehagliches Schweigen machte sich zwischen uns breit. Eine recht blöde Situation . .

Schließlich fuhr mich der Kleine an:

— Was willst du mit dieser süffisanten Nilpferdvisage sagen?

— Aber gar nichts, Kleiner. Ich denke nur nach. Mir ist so, als ob ich gestern im Examen gewesen wäre, und nun kann ich mich nicht drauf besinnen: hab ich es bestanden, oder bin ich durchgefallen.

— Wahrscheinlich das letztere.

— Wahrscheinlich .— —

Da wurde ganz schnell die Zimmertür geöffnet und sofort wieder zugeschlagen. Der Kleine sprang auf und eilte hinaus.

Er ließ die Tür halb offen stehen, und ich konnte hören, was sie draußen sprachen. —

— Aber Thekla! Sei doch nicht so übertrieben scheu. Es ist ja ein guter, sehr guter Freund von mir, einer meiner ältesten und besten. Er möchte dich doch so gern kennen lernen. Hat mich so gebeten! Ich bitte dich, komm doch!

Dann eine aufgeregte Flüsterstimme, die des Fräuleins von Broigh:

— Nein, nein, laß mich. Ich will nicht! Nein! Das ist gegen die Abrede! Laß mich los!

Diese Stimme . . . ?

Ich trat in die Tür und sah hinaus.

Und dann rief ich hinaus mit meinem lustigsten und freundlichsten Lachen:

— Aber so komm doch rein, Lore! Ich hab dich ja doch schon erkannt. Du wirst dich doch nicht vor deinem alten Jugendfreunde genieren.

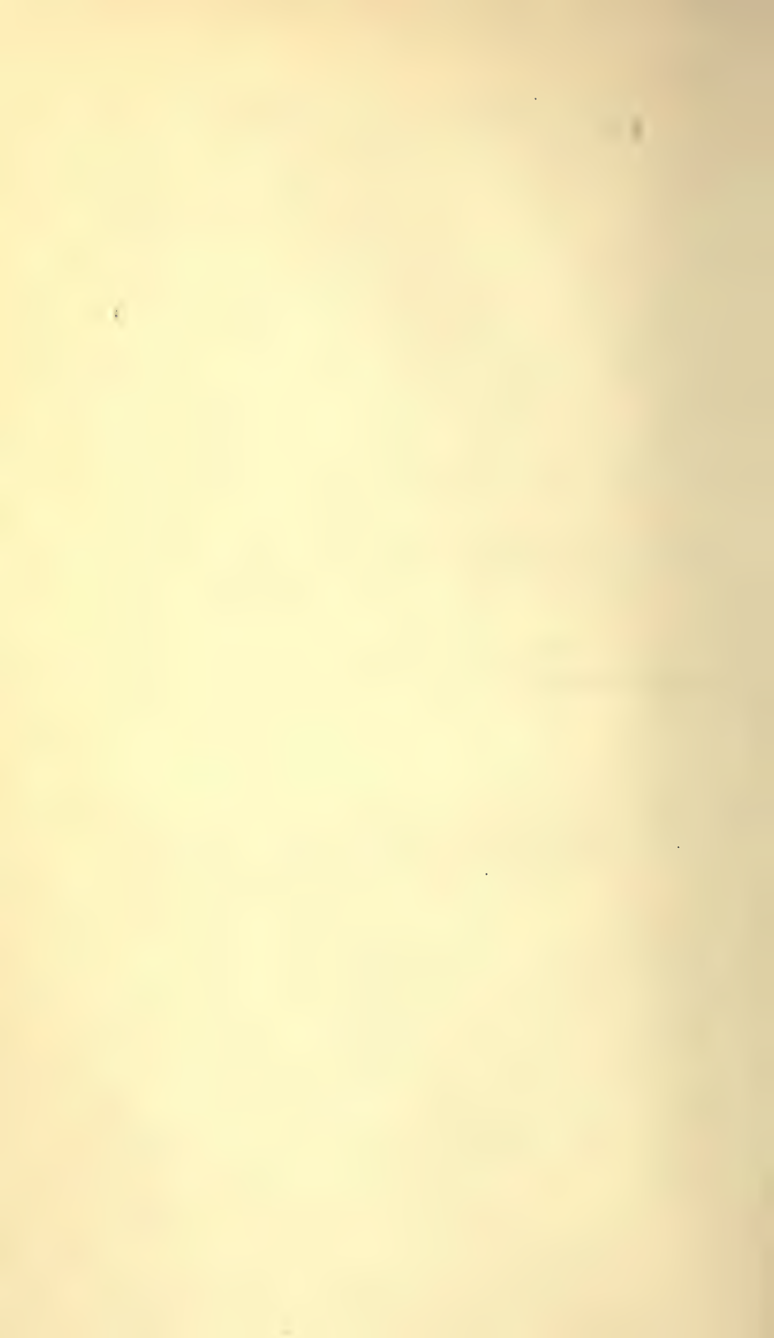
Der Kleine ließ sie los — vor Schreck.

Sie entwischte . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Seitdem hab ich die liebe Lore nicht wieder gesehen, und der Kleine hat sich noch nicht wieder verlobt. Er ist, wie er selber sagt, vollends — zum Teufel geworden, der die ‚ganze Nation‘ schlechtweg verachtet. — Im übrigen ist er, wie gesagt, ein strebsamer Beamter und Leutnant der Reserve.

VOM GASTFREIEN PASTOR



I

Menschen, welche niemals Referendar gewesen sind, flößen mir eigentlich stets ein unbegrenztes Mißtrauen ein. Ich kann mir nämlich gar nicht vorstellen, wie in solchen Menschen jenes wünschenswerte, gesunde Gefühl für die persönliche Würde heranreifen kann, das ich den Vater aller Tugenden nennen möchte.

Hab ich es doch an mir selber erfahren. Ich hatte es als Student, selbst in den höchsten Semestern, niemals zu einem Zustande des Bewußtseins gebracht, der auch nur annähernd den Namen Würde verdient hätte. Zu den Gaben, welche mir die gütige Natur versagt hat, zählte ich das Talent zur Feierlichkeit. Mit bitterem Neide sah ich auf die Menschen, welche, mit diesem Talente geschmückt, keines weiteren zu bedürfen schienen. — Und doch! Kaum war ich Referendar — so fing ich auch bereits an, mir selber von Tag zu Tag mehr Achtung abzunötigen, und es dauerte gar nicht lange, da war ich, wenigstens wenn ich mir Mühe gab, und zumal wenn die weite Robe des Gerichtsschreibers meine jungen Glieder umrauschte, sehr wohl imstande, mich selber für den Königlich Preußischen Beamten zu halten, den zu markieren mir das Schicksal vorschrieb. Es ist nicht zu sagen, wie eminent erzieherisch solch ein innerer Vorgang wirkt! Ich war noch keine sechs Monate Referendar, als

ich bereits mit ungeheucheltem sittlichen Abscheu auf die Opfer der Alimentenprozesse herabzublicken gelernt hatte. —

Der Ort, an dem sich diese ethische Wandlung in mir vollzog, war Stolberg am Harz. Die stolzeste Erinnerung, die ich aus jenem lieblichen Waldtal ins Leben mitgenommen habe, will ich hier gleich vorwegnehmen — gewissermaßen in Sicherheit bringen. Man denke: Albert Träger, der deutsche Dichter Albert Träger, damals noch Rechtsanwalt in Nordhausen, kam eines Tages, um jemanden vor unserm Schöffengericht zu verteidigen, und bei dieser Gelegenheit hat er mich damals wiederholt „Herr Kollege“ genannt. Auf Ehre! Man muß so etwas gefühlt haben, um es zu begreifen.

Stolberg liegt an einer Postchaussee, die aus der nahen Ebene aufsteigt und weiter ins Gebirge führt. Gleich hinter den alten und schiefen, so wunderlich malerischen Häusern und Hütten, die da rechts und links an dieser Postchaussee liegen, steigen sofort die Berge hinauf, die fast von unten an bewaldet sind.

Eng und begrenzt wie diese örtliche Lage Stolbergs ist auch der Sinn und das Gehirn der armen Stolberger. Sie kommen nicht heraus. Draußen, in der ebenen Großstadt, befällt sie Platzfurcht, und wenn es wirklich einmal einer fertig bringt, draußen im Strome mitzuschwimmen — lange hält er's nicht aus, und führen ihn schließlich Heimweh, Sehnsucht oder andere

profanere Mächte in die Vaterstadt zurück, so kann man sicher sein, daß er es inzwischen zum Ortsarmen gebracht hat, den die heimische Gemeinde zu unterhalten verpflichtet ist.

Dem Fremden, der in Stolberg einzieht, fällt es sofort unangenehm auf, wie zahlreich kleine, verkümmerte Kretins, kröpfige Untiere aller Art aus dem Kot der Straße hervorzukriechen scheinen. So erhält er gleich ein richtiges Bild von dem Menschenschlage, der in diesem schönen Erdenwinkel gedeiht.

Hoch oben über der Stadt, diese weithin beherrschend, ragt aus schwarzen Tannen das Schloß auf. Ein weitläufiger Komplex verschieden alter weißgetünchter Häuser mit hohen Schieferdächern, zahllosen Mansardenfenstern und niedrigen, klotzigen, achteckigen Türmen — so steht es da oben und scheint eine Stadt, eine Welt für sich zu sein.

In diesem Schlosse haust seit Menschengedenken das Geschlecht der „regierenden" Grafen von Stolberg-Stolberg, ein Geschlecht, so alt und vornehm, wie der liebe Gott kaum selber. Eine schier unendliche Reihe edler und großer Herren hat hier gesessen und — geherrscht.

Jeden Nachmittag, punkt zwei Uhr, fährt, so lange es eine Geschichte gibt und eine Überlieferung unter den Menschen, der jeweilig Regierende mit seiner Gemahlin im offenen Wagen oder Schlitten, von zwei feurigen, schwarzen Rossen gezogen, den Berg herab durch die Stadt. Es geschieht dies einerseits der Gesundheit wegen,

hauptsächlich aber, um die ehrfürchtigen Begrüßungen der oben geschilderten „Untertanen“ erwidern zu können und das freundliche Verhältnis zu diesen dadurch aufrechtzuerhalten.

Ganz erstaunlich ist es und nahezu unglaublich, wie vornehm die Grafen von Stolberg-Stolberg sind! Und wie vornehm sie zu allen Zeiten gedacht und gefühlt haben. Man erzählt sich davon viele und herrliche Beispiele. Waren sie doch beispielsweise die einzigen unter dem hohen Adel Deutschlands, die damals, als der streberhafte „regierende Graf von Habsburg“, der nachmalige König Rudolf, sich soweit vergessen hatte, einen ganz gewöhnlichen Priester auf sein Pferd zu setzen — eine Begebenheit, die durch Friedrich von Schiller dann in weitere demokratische Kreise getragen wurde — den Mut besaßen, mit jenem wegen dieser unerhörten Taktlosigkeit jeden offiziellen Verkehr abzubrechen.

Ein Stolberg-Stolberg soll auch zur Zeit der Bauernkriege, als sich eines Tages, kurz vor zwei Uhr nachmittags, ein wütender, blutdürstiger Haufe hungernder Bauern zum Schlosse gewälzt hatte, ruhig das Fenster geöffnet, seinen Schnurrbart gedreht und ihnen erklärt haben, daß es ein für allemal nicht zu seinen Gewohnheiten gehöre, mit Leuten ihres Standes persönlich zu verhandeln; außerdem müsse er gleich spazierenfahren — worauf dann die Bauern natürlich tief beschämt und begossen wieder abzogen.

Der zurzeit „regierende“ Graf heißt, wenn ich mich recht entsinne, Adolf XXIV. Denn — so unwahrscheinlich es klingt — auch in dieser erlauchten Familie gehen immer zwölf auf ein Dutzend, also vierundzwanzig auf zwei Dutzend.

Adolf XXIV. ist ein seelensguter alter Herr, wohltätig und sparsam, edel und milde. Er reiht sich würdig den hehren Gestalten seiner Vorfahren an und ist in keiner Beziehung ein Neuerer. Seine Grundstimmung ist eine tiefe, aber harmonisch abgetönte Melancholie; er hat auch wahrlich Grund genug, sich über die Zeit, in der zu leben er gezwungen ist, zu beklagen. Zwar hat er selber ja das Schreckliche nicht mehr erlebt, nämlich daß die durch Gottes Gnade seinem Stamme verliehene Souveränität diesem im Verlaufe schnöder, profaner Zeitereignisse plötzlich abhanden kam; er hat es selber nicht erlebt, aber er hat den ganzen ungeheuren Schmerz über dieses unerforschlich-furchtbar-tief-geheimnisvolle Geschehnis gleichsam vererbt bekommen. Wie versteinert liegt auf seinen offenen, sanften Zügen die erstaunte Frage: wie ist es möglich, daß Stolberg-Stolberg nicht mehr mitgezählt wird unter den deutschen Staaten — Wie ist es möglich, daß ich, Adolf XXIV., nicht mehr mitgelernt werde von den deutschen Schulbuben — wie ist es möglich? Sein hochseliger Vater, dessen Namen und Nummer ich vergessen habe, war wenigstens im Anfang seiner Regierung noch

mitgelernt worden: später, als er mediatisiert war, pflegte er sich dann mit dem Gedanken zu trösten, daß ihn wenigstens die gute, die alte Generation noch — auf der Schule „gehabt“ habe.

Auch Adolf XXIV. sucht sich in seiner Weise zu trösten. Er macht das so. Wo er auch immer in der Umgebung seines Schlosses einen Pfahl oder aufrechtstehenden Balken findet, der zu irgendwelchen Verkehrszwecken dient — zum Beispiel eine Tafel zu tragen, auf der geschrieben steht: „Verbotener, herrschaftlicher Weg“ — da läßt er ihn flugs mit den „Landesfarben“ — gelb und schwarz — bemalen!

Das ist doch immer etwas, und der Preußische Staat in seiner bekannten liebenswürdigen Jovialität läßt sich das ruhig lächelnd gefallen und gönnt dem guten Adolf dies „landesherrliche“ Vergnügen.

Die Salamander sind in der Grafschaft Stolberg-Stolberg ebenfalls gelb und schwarz, doch ist es eine böswillige Verleumdung, wenn erzählt wird, der Graf ließe auch sie anstreichen. Vielmehr tut man gut, diesen Umstand einfach auf eine besonders devote Gesinnung der fraglichen Bestien zurückzuführen. — —

Mit mir ist Adolf böse. Und im Grunde kann ich es ihm nicht verdenken. Ich war nämlich, solange die Welt steht, der erste Referendar, der nach Stolberg kam und ihm keinen Besuch machte. Das heißt, Pardon: Besuch . . . es handelte sich eben nicht um einen Besuch, sondern

um eine Audienz, um die man schriftlich einkommen mußte. Man wurde dann auf eine bestimmte Stunde befohlen, und nachdem man diese bestimmte Stunde lang im Frack gewartet hatte, wurde einem durch eine gelbschwarze Hofschranze mitgeteilt, daß Illustrissimus von den heutigen Audienzen schon zu ermüdet sei und . . nun ja: man möchte ein andermal wiederkommen.

Solche Vergnügungen haben für mich nun immer verflucht wenig Reiz gehabt, und ich verzichtete daher leichten Herzens darauf. Die Folge war, daß man alsbald bei Hofe von mir als von einem revolutionären Verbrecher sprach und die Frage in ernstliche Erwägung zog, ob man nicht durch eine diplomatische Intervention beim Königlichen Hofe zu Berlin die gestörte Ordnung wiederherstellen, beziehungsweise Genugtuung fordern solle. Man kam jedoch von diesem Gedanken wieder ab, weil man sich überlegte, daß die Hohenzollern doch noch ein zu junges Geschlecht seien, als daß man sich mit ihnen in einen standesgemäßen Konnex setzen könnte.

Statt dessen wußte man es durchzusetzen, daß die „guten" Stolberger Familien mich nach und nach boykottierten, das heißt, auf meinen Besuch hin nicht mehr einluden. Wer mich kennt, wird nun denken, hierauf hätte ich es eigentlich abgesehen gehabt, aber ich kann auf Ehrenwort versichern, daß ich auf eine solche Wirkung ursprünglich nicht zu hoffen gewagt

hatte, sondern sie später als reine, unverdiente Gnade empfand.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber was red ich denn so viel von Stolberg-Stolberg; ich will ja eine Geschichte erzählen, die Geschichte vom gastfreien Pastor.

II

Der einzige Freund, den ich in Stolberg zurückgelassen habe und mit dem ich jetzt noch hin und wieder fröhliche Karten wechsele, ist merkwürdigerweise der Hotelbesitzer und Weinhändler Eberhard. Bei ihm, in dem alten Gastzimmer, fand ich bald die Gemütlichkeit, um die mich die „Gesellschaft“ Stolbergs durch Verschließung ihrer „Häuslichkeit“ zu bringen den Versuch am untauglichen Objekte gemacht hatte.

Es war etwas Besonderes, dieses alte Gastzimmer. Es hatte seine verborgenen Tiefen und gefährlichen Heimlichkeiten wie ein Buch von Friedrich Nietzsche. Da ging es plötzlich ein paar Stufen in die Höhe, dann wieder unvermutet um die Ecke, und auf einmal stand man staunend vor einem niedrigen, breiten Block oder Kasten, der in seiner geheimnisvollen Einfachheit alles begriffsmäßige Denken zu suspendieren drohte. Man atmete erleichtert auf, wenn einem Eberhard nach Aufheben eines ungeheuren Deckels den Einblick in ein friedliches Lager von Rotspohn und Zigarren gewährte.

Den Mittelpunkt dieses alten romantischen Raumes bildete natürlich der Stammtisch der Honoratioren von Stolberg. Dieser Stammtisch, an dem sich die Hausväter der „guten“ Familien kaum sehen ließen, bildete gewissermaßen den Hort der geistigen Opposition gegen das

regierende Grafenhaus. Da residierte und räsonnierte der alte Oberstabsarzt mit dem riesigen Rittmeisterschnauzbart und gab mit seinem blutigen Witze, dem außer dem Weberschen Demokritos nichts heilig war, den Ton an. Dann war da der Amtsanwalt, der sich seine Weltanschauung aus Johannes Scherr gebildet hatte, dabei aber äußerlich ein korrekter, förmlicher Beamter geblieben war, der immer recht hatte. Er besaß eine große natürliche Beredsamkeit, und da er außerdem ein guter und gescheiter Mensch war, so verkehrte ich mit ihm trotz mancher wunderlichen Schrulle, die ihm eigen war, am allerliebsten. Er war nicht in dem Tal geboren, sondern viel herumgekommen, und besaß eine Freude an Paradoxen, die durchaus nicht kleinstädtisch war, durch die er sich vielmehr in den Ruf einer dämonischen Natur gebracht hatte.

Der Oberstabsarzt, der Amtsanwalt und ich hatten uns bald gefunden und bildeten demnächst stillschweigend einen engeren Ring und den eigentlichen Stamm des Stammtisches. Wir verstanden einander alsbald schon durch Blicke und rächten uns für unsern Zwangsaufenthalt in diesem Wust von Rittertum und Pfäfferei, wie wir das fromme Stolberg ein für allemal getauft hatten, durch manches feinere oder gröbere Possenspiel, in dem wir die Rollen mit eingeborenen Stolbergern besetzten.

Unserer ganz besonderen Beachtung erfreute sich der junge Pastor Viemeyer, der dritte Geist-

liche am Ort. Er war der Sohn des Stolberger Materialwarenhändlers Viemeyer und vereinigte in sich so ziemlich alle glänzenden Eigenschaften des Stolberger Nationalcharakters. Seit einigen Jahren war er verheiratet und bewohnte den zweiten Stock seines geräumigen Elternhauses; parterre war der Laden, und eine Treppe hoch wohnten die Alten.

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends im Hochsommer war das Eberhardsche Gastzimmer überfüllt. Es waren viele Fremde in Stolberg, und so herrschte ein ungewohntes Leben. Der Oberstabsarzt und der Amtsanwalt spielten mit dem Pastor Viemeyer Skat um die Zehntelpfennige. (Höher spielt kein Stolberger.) Ich saß bei einer Flasche Moselwein in dem großen Ledersessel und sah zu. Der Pastor war schlechter Laune, er hatte schon gegen dreißig Pfennige verloren.

Da schlug es neun, und alsobald fuhr regelmäßig wie jeden Abend die Post vor. Alle Stolberger stürzten nach uralter Sitte an die Fenster. Pastor Viemeyer gab mir schnell seine Karten, und es gelang mir, in der Eile einen Null-ouvert für ihn zu verlieren.

Der Post entstiegen zwei Damen, die jetzt unter Eberhards Führung in das dichtbesetzte Gastzimmer traten, eine ältere und eine junge — wie es schien, Mutter und Tochter. Eberhard wußte einen Platz für sie ausfindig zu machen, und sie bestellten sich das Abendessen.

Die jüngere Dame war eine pikante Er-

scheinung: sehr schlank, fast mager mit vollem, üppigem, blaßrotem Haar, ein paar dunklen, wie versteckten Augen und frischen, starken Lippen. Ein eigentümlicher Reiz ging von ihr aus...

Die ältere Dame war sehr dick und behäbig. Ihre lebendigen Augen blickten freundlich und liebenswürdig allen Menschen ins Gesicht. Beide waren mit großstädtischer Eleganz gekleidet.

Während ich mir sie in aller Ruhe besah und mich zugleich an der Neugier aller andern erfreute, verlor der Pastor ein Spiel nach dem andern. Denn das war zu viel für ihn: diese beiden Damen, die so plötzlich da hereingekommen waren, und über die man doch nun nachdenken mußte, und dabei Skat spielen — nein! das war zu viel für ihn.

— Vergeben Sie so viel Sünden, wie Sie Lust haben, Herr Pastor, aber hier die Karten nicht! — schnauzte der Oberstabsarzt und warf die Karten auf den Tisch.

Jetzt fragten die Damen Eberhard nach einem Zimmer. Der aber zuckte in größter Höflichkeit die Achseln, bedauerte unendlich und versicherte, daß er für diese Nacht schon alles, alles vergeben habe, sogar das Billard, auf dem zwei Touristen aus Sondershausen schlafen würden.

— Aber was machen wir denn da?

— O, Sie werden schon noch unterkommen, gnädige Frau. Ich werde Ihnen nachher Friedrich mitgeben; der wird Sie in eins der andern Gasthäuser bringen; irgendwo wird wohl noch Platz sein. —

Als die beiden Damen mit Essen fertig waren, gingen sie mit Friedrich.

Kaum waren sie draußen, sagte ich:

— Herr Pastor, ich begreife Sie nicht.

— Wieso?

Ich hatte einen Blick mit dem Amtsanwalt gewechselt. Er hatte mich verstanden, und indem er seine Karten musterte, sagte er:

— Ja, ich muß auch sagen, Herr Pastor, manchmal sind Sie mir ganz unverständlich.

— Aber was denn?

Der Oberstabsarzt hatte die Situation überschaut. Er drehte seinen Riesenschnauzbart und meinte:

— Ja, unser Pastor ist eine Sphinx.

— Aber meine Herren, was wollen Sie denn?

Nun kam ich wieder dran:

— Ja, mein lieber Herr Pastor, wenn Sie das nicht fühlen . . .

Dann der Amtsanwalt, der den Faust gern zitierte:

— Wenn Ihrs nicht fühlt: Ihr werdets nie erjagen!

Und schließlich wieder der Oberstabsarzt:

— Schad't nichts, Herr Pastor: wenns Herz nur gut ist, Hauptsache ist, daß 's Kind Luft hat. —

— Nämlich — sagte ich — Sie haben sich da eine der herrlichsten Gelegenheiten entgehen lassen, der Außenwelt zu erweisen, was die Stolberger für weltmännische und liebenswürdige Menschen sind. In Ihres Vaters Hause sind

viele Wohnungen: wie Sie hörten, daß Eberhard für die Damen kein Zimmer mehr hatte, mußten Sie als Stolberger Patriziersohn aufstehn, sich den Damen vorstellen und sie bitten, gütigst bei Ihnen absteigen zu wollen; sehen Sie, das mußten Sie tun. Gastfrei, Herr Pastor! Immer hübsch gastfrei!

— Ja, ja, — fügte der Amtsanwalt hinzu, — schon die Alten schätzten die Gastfreundschaft für eine Tugend. Aber freilich: das waren Heiden.

— Jawohl, — knurrte der Oberstabsarzt, — liebe deinen Nächsten, aber halte ihn dir vom Leibe.

— Also, Sie meinen wirklich, meine Herren . .

— Reden wir nicht mehr davon, die Sache ist erledigt. Jetzt werden die Damen schon in irgend 'ner Winkelherberge untergekrochen sein — sagte der Amtsanwalt und fügte in gleichgültigem Tone hinzu: — Es tut mir nur leid um die schöne Notiz, die ich an den „Hannoverschen Courier" hätte senden können: Unser Städtchen erfreut sich in diesem Sommer einer ganz besonderen Beliebtheit beim verehrlichen Reisepublikum. Der Zudrang ist augenblicklich ein so großer, daß er nur durch die selbstlose Opferwilligkeit unserer privaten Mitbürger, an ihrer Spitze der Herr Pastor Viemeyer . . . Schade, wirklich schade . . . Übrigens: Tourné. —

Man spielte weiter. Der Pastor war tief niedergeschlagen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die Damen jammernd zurück. Friedrich berichtete,

daß alles besetzt sei — auch alle Billards, fügte er gewissenhaft hinzu. Eberhard war ratlos, die jüngere Dame dem Weinen nah.

Aber nun kam unser Pastor. Wie die Damen wieder erschienen, hatten wir ihn nur stumm und mahnend angesehen. Er stand auf.

— Gestatten Sie . . mein Name ist Viemeyer.

Erstaunt blickten die beiden Damen auf und — lächelten. Die Viemeyerschen Verbeugungen waren berühmt.

Er erklärte ihnen nun, daß er Seelsorger sei.

— Auch bin ich verheiratet und wohne im Hause meiner Eltern, gleich hier links an der Ecke.

Schließlich lud er sie dann höflichst ein, vorlieb nehmen zu wollen usw., mit einem ganzen Schwall kleinbürgerlicher Redensarten.

Es entstand eine atemlose Stille. Das ganze Gastzimmer hatte schweigend die Szene verfolgt, die guten Stolberger sahen mit Stolz auf ihren jungen Pastor und bewunderten seine weltmännische Kühnheit.

Als er geendet, sahen die beiden Damen sich an, lächelten noch einmal flüchtig, und dann nahm die ältere von ihnen die Einladung mit würdevollen Worten an.

Ganz glücklich, triumphierenden Blickes, zog der Pastor mit ihnen ab. —

Wir drei aber knobelten — nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte — zur Feier eines solchen Tages noch drei Flaschen Sekt aus. Ich fing sie alle drei.

III

Den Damen schien es im Hause des gastfreien Pastors ganz gut zu gefallen, sie blieben ziemlich acht Tage da. —

Am Tage vor ihrer Abreise traf ich sie zufällig auf einem Spaziergange; er mit der alten Dame voran, seine Frau und das junge Mädchen vergnügt hinterher. Ich grüßte achtungsvoll, ging aber schnell vorüber, denn ich verspürte einen plötzlichen, unmotivierten Drang, zu lachen. —

Solange die Fremden bei ihm wohnten, ließ sich der Pastor am Stammtisch nicht sehen. An dem Abend, wo sie abgereist waren, kam er.

Er war ganz voll von ihnen und erzählte eifrig drauf los. Die alte Dame — übrigens war sie noch gar nicht so alt, höchstens fünfzig — war die Witwe eines Oberförsters, die nach dem Tode ihres Mannes nach Magdeburg gezogen war und dort ein Mädchenpensionat eröffnet hatte, das nun schon zwanzig Jahre bestand und sehr gut ging. Das junge Mädchen, eine Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend von Magdeburg, war bei ihr in Pension. Ach, und beides wären so reizend liebenswürdige Damen, wirklich, sie hätten eine entzückende Woche verlebt. Er war ganz begeistert.

— Sehen Sie, meine Herren — rief er aus — ich bin ja gewiß ein guter Stolberger und liebe mein schönes Vaterland wie einer, aber ich muß doch sagen: hin und wieder ist so ein Hauch

von außen riesig erfrischend. Sie können sich zum Beispiel gar nicht vorstellen, wie bildend der Umgang mit den Damen speziell auf meine liebe Frau gewirkt hat, die ja noch nie aus Stolberg herausgekommen ist.

— Und außerdem hat die Sache für mich noch einen sehr praktischen Erfolg gehabt. Nämlich beim Abschied hat uns die Frau Oberförster eingeladen, falls wir jemals nach Magdeburg kämen, doch ja bei ihnen abzusteigen; sie bewohnten ein ganzes Haus für sich, drei Etagen . . und wären immer auf Besuch eingerichtet. Wie sie das sagte, hielt ich es bloß für eine liebenswürdige Höflichkeit, denn wie sollten wir jemals aus unserm schönen Stolberg herauskommen? Nachher ist mir erst eingefallen, daß ja im nächsten Monat die Provinzialversammlung des Vereins für Innere Mission in Magdeburg tagt. Ich hatte zwar eigentlich nicht die Absicht, hinzufahren, denn so was kostet immer schrecklich viel Geld — aber unter diesen Umständen —: selbstverständlich fahr ich hin! Nicht wahr, meine Herren, das würden Sie doch auch tun?

Wir drei hatten uns längst angesehen und verständigt.

— Aber sicher! — sagte der Oberstabsarzt.

— Ich führe sofort! — behauptete der Amtsanwalt.

— Und Sie, Herr Referendar?

— Ich? — Wenn ich nicht preußischer Beamter wäre, würd ich mich überhaupt in der

Pension fest anstellen lassen. Als Syndikus oder so.

Pastor Viemeyer lachte:

— Ach, Sie Schäker — nicht wahr? Die Kleine war nett? Wissen Sie, wie sie in der Pension genannt wird? — Lilith! —

— Na also.

Wir lachten alle, und der Abend schloß wiederum in Fröhlichkeit.

IV

Wenn ein Stolberger Pastor nach Magdeburg fährt, so ist das ungefähr eine Begebenheit, als wenn unsereins Venezuela besucht. Schon vierzehn Tage vor dem Beginn der Provinzialversammlung des Vereins für Innere Mission unterhielt uns Pastor Viemeyer von nichts anderem als von seinen Vorbereitungen zur Reise. Das erste, was er sagte, wenn er abends an den Stammtisch trat, war etwa: — Wissen Sie, ich hab es mir überlegt: ich werde doch keinen Koffer nehmen, sondern meine große gestickte Reisetasche von meiner Mutter; wissen Sie, es ist so'n Adler drauf, d. h. eigentlich ist es kein Adler . . es sieht mehr so aus wie eine Wildsau . . .

Wir kannten die Tasche.

Mit ihr bestieg er denn auch schließlich eines schönen Tages die Postkutsche und fuhr nach Nordhausen. Jetzt kann man schon von Rottleberode an mit der Bahn fahren.

— — — —

Schon nach drei Tagen war er wieder da. Bleich und verstört trat er an den Stammtisch. Er setzte sich still in eine Ecke und gab auf alle Fragen nur kurze, ausweichende Antworten. Dabei trank er ziemlich schnell einen Schoppen nach dem andern und zwischendurch, was sonst gar nicht seine Art war, mehrere Schnäpse. Doornkat.

Schließlich, ziemlich spät in der Nacht, als

alle andern gegangen und wir drei Säulen des Stammtisches mit ihm allein waren, faßte er sich ein Herz und erzählte:

— Ach, meine Herren! Wir Stolberger sollten wirklich unsre schöne Vaterstadt nicht verlassen. Ich bin nun kaum hinausgekommen, und schon ist ein fürchterliches Unglück über mich hereingebrochen. Und was das Schlimmste ist, ich verstehe es gar nicht .. ich kann es mir nicht erklären .. ich weiß gar nicht, was mir eigentlich passiert ist. Also bitte hören Sie mich an: ich werde ganz ruhig erzählen. Bevor ich fortfuhr, hatte ich zwei Tage früher einen Brief an die Frau Oberförster geschrieben, daß ich dann und dann ankäme. So fand ich denn alles zu meinem Empfange bereit. Es war nachmittags so gegen fünf Uhr, als ich ankam. In einem Salon, eine Treppe hoch, fand ich das ganze Pensionat beim Kaffee versammelt. Ich wurde wie ein alter Freund begrüßt, mit einer ungenierten Herzlichkeit .. wirklich sehr nett. Überhaupt herrschte in der Pension, wie ich gleich von Anfang an bemerkte, ein viel freierer und ungenierterer Ton, als wir ihn hier gewohnt sind. Hier bei meinem Amtsbruder Pfitzner zum Beispiel geht alles unendlich viel steifer zu. Da merkt man eben die Großstadt. — Also ich mußte nun mit ihnen Kaffee trinken. Die jungen Mädchen, es waren so gegen zehn, alle sehr hübsch und riesig geschmackvoll angezogen .. allerdings: unsere Damen würden da nun wieder aus Prüderie manches auszusetzen

gehabt haben . . na, Sie wissen ja, wie das ist. — Wir amüsierten uns sehr gut; ich plauderte, erzählte ihnen von Stolberg, und die Mädchen lachten darüber in einem fort, ich habe noch nie so viel lachen gehört.

Schließlich kam Besuch. Sie meinten alle, das wäre nichts für mich, und ich war auch wirklich zu abgespannt von der Sache. Lilith führte mich eine Treppe höher in ein kleineres Zimmer, wo ich dann zu Abend aß. Die Zimmer waren übrigens alle riesig gemütlich und anheimelnd. Nur standen überall Betten. Daran merkte man, daß man in einer Pension war.

Die Frau Oberförster sah ich den Abend nicht mehr, sie blieb unten bei ihrem Besuch . . ebenso die andern Mädchen. Nur Lilith leistete mir noch Gesellschaft, und da ich, wie gesagt, müde von der Reise war, brachte sie mich schon früh zu Bett — noch eine Treppe höher. Sie sagte mir, daß sie in dem Zimmer nebenan schliefe, und wenn ich noch was brauchte, sollt ich nur klopfen. —

Ich schlief wie ein Stein bis zum andern Morgen, wo ich wie gewöhnlich Punkt sieben Uhr aufwachte. Da noch alles ganz still im Hause war, mocht ich nicht stören, sondern nahm aus meiner Reisetasche meine Patentpfeife, schraubte sie mir zusammen und rauchte. Und zwar — wie das hier jeder Mensch tut — indem ich mich ans offene Fenster setzte und die Pfeife zum Fenster hinaushängen ließ.

Es war ein wunderschöner Morgen. Ich träumte so recht behaglich und blies den Rauch in den Wind. —

Da auf einmal: wer biegt um die Ecke? Mein alter Freund und Studiengenosse Friedrich Spüleboom aus Halberstadt, mit dem ich vier Semester lang in Göttingen jeden Tag zusammen gegessen hatte. Ich wußte: er war inzwischen Pastor in der Nähe von Halberstadt geworden, aber wir hatten uns seit der Zeit nicht mehr gesehn.

Ich rufe also in der Freude meines Herzens herunter: „Spüleboom, Bruder, bist du's denn wirklich?"

Was glauben Sie, meine Herren, was tut Spüleboom? Wie er mich sieht, starrt er mich erst einen Augenblick wie entsetzt, wie entgeistert an und dann — läuft er davon. Was sagen Sie?! Läuft wie ein Dieb, so schnell ihn seine Beine tragen! —

Wissen Sie: er war ja immer schon ein bißchen verrückt, schon auf der Universität — machte Gedichte und alles mögliche, aber — dies konnt ich mir denn doch nicht erklären. Ich schimpfte laut vor mich hin.

Da fühle ich plötzlich eine weiche Hand auf meiner Schulter. Ich drehe mich um — wars Lilith.

Ich muß sagen, daß ich mich ordentlich genierte. Sie war noch nicht angezogen, ihr schönes rotes Haar war noch nicht gemacht, und sie lächelte mich so freundlich an . . .

Ich war verlegen und wußte nicht recht, was ich sagen sollte . .

Sie schloß zunächst die Fensterläden. Die Morgenluft war auch wirklich recht frisch. Dann fragte sie leise:

— Darf ich Ihnen den Kaffee hier in Ihr Zimmer bringen?

— Ja gewiß, sagt ich, gern, wenn Sie so freundlich sein wollen . . .

— Und darf ich auch mit Ihnen trinken, Herr Pastor?

Das gute Kind war so zutraulich . . wirklich reizend!

Na also: sie kam dann mit dem Kaffee wieder, und wir setzten uns zusammen aufs Sofa und tranken ihn. Auch sehr schöner Kuchen war da, von dem ich ziemlich viel aß — wie meinen die Herren? —

— Nichts, nichts, Herr Pastor. Also —: Sie aßen ziemlich viel Kuchen? —

— Ja, na und dann war die Stunde herangekommen, wo ich in die Versammlung mußte. Und nun kommt das Unglaubliche: der erste, den ich erkenne, ist wiederum mein alter Freund Fritz Spüleboom. Wie ich aber auf ihn zugehen will, zieht er sich schleunigst zurück in das Gedränge der andern. Und nun dauert es gar nicht lange, da bemerk ich, wie mich bald der eine, bald der andere so scheu und finster von der Seite ansieht . . Und wenn ich einen anrede, antwortet er nicht, sondern tut, als wenn er nichts gehört hätte, und wendet mir

in auffälliger Weise den Rücken... Ganz scheußliche Situation! Ich besehe mich von oben bis unten, ob ich was an mir habe .. ich prüfe meine Stiefelsohlen .. spüre nichts, absolut nichts.

Die Verhandlungen nehmen ihren Verlauf. Obgleich ich mich für den Verein für Innere Mission stets lebhaft interessiert habe, höre ich nur mit halbem Ohr zu, denn ich bin viel zu sehr mit mir selber beschäftigt. Als dann endlich die Sache zu Ende ist, und ich gehen will, werde ich zum Präsidenten des Landeskonsistoriums gerufen.

Ich komme hin: „Herr Pastor Viemeyer! Es scheint mir doch, daß Ihnen eine würdige Auffassung der ernsten Aufgaben des Vereins für Innere Mission abgeht. Ich will keine langen Worte machen. Die Sache widert mich an. Was zuviel ist, ist zuviel. Einstweilen werden Sie sich unverzüglich nach Stolberg zurückbegeben. Dort werden Sie das Weitere von mir hören.“ Damit dreht er sich um und ging ... ließ mich stehn.

Und nun frag ich Sie, meine Herren! Beschwöre Sie: sagen Sie mir, ich bitte Sie: was kann das sein? Was kann dem zugrunde liegen? Daß man sich am frühen Morgen mit der langen Pfeife zum Fenster hinauslegt, du lieber Gott, das mag ja kleinstädtisch sein, meinetwegen auch ungehörig, wenigstens für einen Geistlichen. Aber unmöglich kann das doch ein solches Verbrechen sein ... Wie? —

Wir verharrten nach Schluß dieser Rede eine

Zeitlang in tiefem Schweigen. Die Situation war doch prekär geworden . . .

Schließlich ergriff der Oberstabsarzt das Wort:

— Sagen Sie, Herr Pastor, haben Sie die Sache mit der . . der Frau Oberförster besprochen?

— O doch, gewiß! Die gute Frau war ganz unglücklich, ganz unglücklich, — sie hat sogar geweint.

— So. — —

— Ja, und hat immer versucht, mich zu trösten. Und ganz zum Abschied sagte sie: Ich möchte mich nur beruhigen: sie würde die Sache schon ins Reine bringen.

— Sie. — —

— Ja. — Sie war ganz erregt. Sie versprach mir, sie würde persönlich zu dem Herrn Präsidenten gehen. Sie würde ihm bezeugen, daß wir das hier alle so machen. Ich meine mit der Pfeife morgens. So zum Fenster hinaus. — Sie hätte Beziehungen zu dem Herrn Präsidenten. Sein Sohn, der Landrat, wäre öfter bei ihr gewesen, und ein Bruder von ihm, dem Präsidenten, hätte sogar mal ein Mädchen bei ihr gehabt. — Auch kenne sie eine ganze Anzahl von meinen Amtsbrüdern persönlich. Sie würd es schon machen! — —

Wir atmeten erleichtert auf.

Nachdenklich sprach der Amtsanwalt:

— Wissen Sie, Herr Pastor, wie ich hiernach die Verhältnisse beurteile — Sie wissen: ich war früher Lazarettinspektor in Magdeburg und

weiß also dort Bescheid — nach meiner Überzeugung können Sie hiernach — voll und ganz beruhigt sein. Wenn sich die Frau Oberförster bei ihren sicherlich sehr weitgehenden Verbindungen in dieser energischen Weise Ihrer annimmt — dann kann Ihnen nie und nimmer was geschehn. —

Ich pflichtete dem Amtsanwalt eifrig bei und fügte hinzu:

— Aber da sehen Sies nun mal wieder, Herr Pastor: die eigentlichen Kleinstädter leben doch nur in der Großstadt. Denn sagen Sie selbst: gibt es etwas Kleinlicheres, als sich an eine solche Äußerlichkeit, wie dieses zum Fenster Hinausrauchen, zu stoßen?

— Nein, das muß ich auch sagen: das haben wir doch als Studenten in Göttingen ganz ruhig getan.

— Ja Göttingen — rief der Oberstabsarzt — Göttingen ist eine Weltstadt im Vergleich mit Magdeburg! — — — —

Nun wurde es sehr fidel.

Wir tranken auf das Wohl des Vereins für Innere Mission.

Der Pastor, von seinen Sorgen befreit, geriet schnell außer Rand und Band — wir mußten ihn von Friedrich in seines Vaters Haus geleiten lassen. —

Wir drei aber knobelten wiederum zur Feier des Tages drei Flaschen Sekt aus, und ich fing sie wiederum alle drei.

DER EINHORN-APOTHEKER



I

Die Tätigkeit eines Referendars ist schon deshalb eine der vornehmsten unter allen menschlichen Tätigkeiten, weil sie niemals durch Maschinenarbeit ersetzt und überflüssig gemacht werden kann. Während nämlich auf allen anderen Gebieten mit jeder neuen Erfindung eines geriebenen Mechanikers soundso viele „Hände", welche doch nicht bloß arbeiten, sondern auch Lohn empfangen wollen, erspart werden, trotzt der Referendar mühelos allen Erfindern noch so guter und billiger Schreibmaschinen; denn wie billig eine solche auch sein mag: er ist noch billiger: er ist gratis. Darin besteht seine uneinnehmbare Stellung, darauf beruht seine Würde, das ist sein Rang.

Sooft ich über den mir gewordenen Beruf nachdachte, um so sinnvoller erschien mir die Verknüpfung meines Schicksals. Was war seit meinen Kinderjahren mein Traum, meine Sehnsucht gewesen? Schreiben! Schreiben zu dürfen, womöglich ein richtiger Schriftsteller zu werden. Nun, das war mir im wesentlichen in Erfüllung gegangen. Schreiben durfte ich, schreiben konnte ich, schreiben mußte ich sogar. Und wenn es einstweilen weniger meine eigenen Gedanken und Gestalten waren, die ich auf das Papier brachte, sondern meistens diktierte Protokolle, so mußte ich mich mit dem Gedanken trösten, daß nicht alles auf einmal kommen könne.

Jedenfalls: das Sinnfältige, das Materielle meiner Wünsche hatte ich erreicht: ich schrieb.

Und das in Stolberg. Länger als neun Monate habe ich in diesem süßen Erdenwinkel dem Preußischen Staate meine bescheidenen, aber unbezahlbaren Dienste leisten dürfen. Ist es da ein Wunder, daß mir das Städtchen ans Herz gewachsen ist, und daß meine Gedanken oft und mit Vergnügen zu jenem Referendariatsidyll zurückkehren?

Aber auch die lieben Menschen, die dort wohnen — es sei ferne von mir, daß ich ihnen etwas Boshaftes oder Unrechtes nachrede. Vor allem muß ich zu ihrer Ehre und um sie vor Zweideutigkeit zu schützen, rühmend hervorheben, daß sie, wenigstens soweit sie der „besseren" Gesellschaft angehörten, sehr bald, nachdem sie mich kennen gelernt hatten, den offiziellen Verkehr mit mir abbrachen — es kann auf sie auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, als ob sie jemals mit mir sympathisiert hätten.

Ich glaubte diese Erklärung dem Rufe jener ehrlichen Leute schuldig zu sein und will nun auch erzählen, was den ersten Anlaß dazu gab, daß ich es mit ihnen verdarb.

Der Konsistorialrat Pfitzner, der ältere Amtsbruder des gastfreien Pastors Viemeyer, hatte auch ein Mädchenpensionat. Jedoch war dieses von anderer Art als jenes der Frau Oberförster in Magdeburg: der Unterschied war sogar dem Pastor Viemeyer aufgefallen, der sich dahin

äußerte, daß ihm die Mädchen in Magdeburg „wesentlich geweckter“ vorgekommen wären.

Zu den erlaubten Ausschweifungen dieses Mädchenpensionats gehörte das herzerquickliche Ringestechen oder Reifefangen. Es geschah dies aber also. Man verteilte sich auf einer Wiese in zwei Gruppen, und jeder nahm ein kleines Rohrstöckchen in die Hand. Mittels dieser Rohrstöckchen suchte man dann kleine Reifen, welche ebenfalls von dünnem Rohre gefügt waren, teils einander zuzuwerfen, teils sie aufzufangen. Wenn man nämlich einen in hohem Bogen auf einen zufliegenden Reif kunstgerecht aufgefangen hatte, empfand man eine sanfte Genugtuung; wenn es mißlang, hatte man das Gefühl eines leichten Ärgers, und im ganzen war es eine sehr gesunde Bewegung.

Die jüngeren Herren vom Gericht wurden zu diesen Vergnügungen mit Vorliebe kommandiert; sie standen in dem Rufe einer besonderen Begabung für jenes sinnige Spiel, was der geistreiche Assessor Rothe in das schöne Wort faßte: Ein richtiger Jurist trifft nicht bloß stets ins Schwarze, er weiß auch ins Weiße zu treffen. Mit dem Weißen meinte er aber den leeren Raum innerhalb der Rohrreifchen. Dieser Scherz wurde häufig wiederholt.

An der wundervollen Chaussee, die von Stolberg nach Rottleberode aus dem Harz hinausführt, liegt, etwa eine halbe Stunde von Stolberg entfernt, ein einsames Wirtshaus, hart an der Felsenwand, in die der Wirt seine Keller

geschlagen hat. Dem Wirtshaus gegenüber, an der anderen Seite der Chaussee, breiten sich einige Waldwiesen aus, und diese waren zur Sommerzeit häufig der Schauplatz der erwähnten kindlichen Spiele.

An einem herrlichen Junitage hatte dort bis zur sinkenden Sonne der Kampf getobt, und man schickte sich schließlich einträchtiglich zum Heimgange an. Hierbei geschah es, daß ich mit Fräulein Hannchen aus Bremen und dem Einhorn-Apotheker zusammengeriet und mit diesen beiden trefflichen Menschenkindern vereint die Straße fürbaß schritt.

Fräulein Hannchen war, wie gesagt, aus Bremen, und das war wohl das Charakteristischste an ihr. Im übrigen war sie jenes junge Mädchen, das schon so unzähligen Komödienschreibern den Vorwurf schablonenhafter Mache eingetragen hat, weil — ein jeder von ihnen — mit heißem Bemühen, danach gestrebt hatte, es möglichst echt und naturgetreu wiederzugeben. Sie hatte einen blonden Mozartzopf, hellgraue Augen und einen gewissen schwärmerischen Zug im Schnitt ihrer Taille. Ihre Rede war Ja, Ja und Nein, Nein, was darüber war, war meistens vom Übel. Sehr häufig sagte sie jedoch auch Ach.

Wesentlich interessanter und konturenreicher war da schon der Einhorn-Apotheker. Er hatte vor allem eine „Weltanschauung“, auf deren Besitz er viel Wert legte. Worin diese bestand, kann ich jedoch nicht mit wünschenswerter

Klarheit angeben, da er meist erst in vorgerückter Nachtstunde darauf zu sprechen kam. Ich erinnere mich nur, daß er durchaus auf dem Boden des kategorischen Imperativs unseres großen Kant stand: „durchaus“.

Auch sonst war er ein ernster Mensch und für ein durchschnittliches Alltagsgespräch schwer zugänglich. So kam es denn auch, daß er jetzt schweigsam neben Fräulein Hannchen aus Bremen einherging, und es mir überließ, das liebe, junge Mädchen zu unterhalten.

— Ach sagen Sie doch, Herr Referendar: was sind das eigentlich für merkwürdige Bäume, die hier überall an den Chausseen wachsen?

Die Bäume, die sie meinte, waren ganz gewöhnliche Buchen, die jedoch der herrschaftliche Geschmack der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg zu allerlei stereometrischen Figuren, Pyramiden, Kegeln, Zylindern und dergleichen hatte zustutzen lassen.

Fräulein Hannchen aus Bremen hatte sich wohl dadurch irreführen lassen und sah die Bäume für fremdartige Gewächse an, nach deren Herkunft sie sich bei mir erkundigte. Da ich meine Mitmenschen nur ungern in ihren Illusionen störe, erwiderte ich nach einigem Nachsinnen und nachdem ich einige botanische Forscherblicke um mich geworfen hatte:

— Ja, wissen Sie denn das noch nicht, mein gnädiges Fräulein? Diese Bäume sind ja eine der größten Merkwürdigkeiten des Stolbergschen Vaterlandes. Sie haben doch gewiß schon

davon gehört, daß einer von den erlauchten Vorfahren unseres Herren Grafen einen Kreuzzug mitgemacht hat.

— Ach! — rief Fräulein Hannchen, — welchen denn? —

Ich geriet in Verlegenheit. Um mir jedoch keine Blöße zu geben, sagte ich rasch:

— Den Kinderkreuzzug. —

— Ach! — rief das wissensdurstige Fräulein Hannchen, — wozu wurde der denn eigentlich unternommen?

— Nun . . also . . hm . . zur Befreiung der Juden. Jawohl. — Adolf war damals noch recht klein. Er hieß nämlich auch Adolf — der Vorfahr. Wie Sie wissen, ging es mit dem Kinderkreuzzug damals ziemlich schief: auch der kleine Adolf wäre beinah umgekommen. Seine Beinchen taten ihm so weh, daß er schließlich mitten im gelobten Lande liegen blieb und gar nicht mehr weiter wollte. Wenn er aber da so allein zurückgeblieben wäre, hätten ihn ganz sicher die wilden Tiere gefressen. Da erschien ihm der heilige Georg — — wissen Sie, gnädiges Fräulein, so erzählt es die Legende. Tatsächlich wird es wohl irgendein älterer, wohlwollender Herr gewesen sein. Der sprach: Komm, kleiner Adolf, hebe deine Batterbeinchen auf und lauf noch ein Endchen mit, bis wir ans Meer kommen. Aber der kleine Adolf war verzagt und weinte und sagte: Nein, hier muß ich bleiben und sterben. Da riß der heilige Georg, oder wer es nun war, ein ganz dürres Reis aus dem Boden, reichte

es dem kleinen Adolf und sprach: Du wirst nicht eher sterben, als bis du dies Reis in den Boden deiner Heimat eingegraben und daraus einen stattlichen Baum hast erstehen sehn.

— Ach, wie nett!

— Ja: dieser heilige Georg der Legende muß zum mindesten ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn der kleine Adolf faßte krampfhaft nach dem dürren Reis und stapfte wieder mutig weiter. Er ist denn auch glücklich wieder nach Stolberg heimgekommen. Das erste, was er tat, war natürlich, daß er das Wunderreis einpflanzte — und siehe da, es wurde ein seltsamlich geformtes Bäumchen, dergleichen man vordem niemals dahier gesehen. Und von dem ersten Bäumchen stammen alle ab, die Sie hier — und nur hier so häufig sehn. Es wundert mich wirklich, daß Ihnen der Herr Konsistorialrat diese Geschichte von den Bäumen aus Judäa noch nicht erzählt hat. —

— Ach der — was Hübsches erzählt der einem ja nie. —

Der Einhorn-Apotheker hatte unser Gespräch schweigend mit angehört, und obwohl er doch in botanischen Dingen erfahrener sein mußte, als ich, nahm er keine Gelegenheit, sich einzumengen, sondern sah ernsthaft vor sich hin.

Als wir uns später von den Damen und der übrigen Gesellschaft vor der Tür des Herrn Konsistorialrats verabschiedet hatten und in Eberhards gemütlichem Gastzimmer beim Weine saßen, sagte er:

— Nun sagen Sie mir mal offen, glauben Sie an die Geschichte, die Sie dem Fräulein Hannchen vorhin erzählt haben?

— Aber lieber Herr Konstantin: was denken Sie von mir: sie ist mir beim Sprechen so eingefallen.

— Nun ja: das dacht ich mir. Aber sehen Sie, das find ich nun nicht recht von Ihnen. Das ist nämlich die ganz gemeine Buche, Fagus sylvatica.

— Aber lassen Sie mir doch meinen Spaß.

— Ja: Sie verwirren dieses junge Mädchen, das in seinen botanischen Kenntnissen offenbar noch nicht recht sicher ist . . .

Ich brach das Gespräch ab, und wir redeten bald über harmlose und neutrale Dinge . . . Monarchie, Religion, Ehe, Eigentum und dergleichen.

Zu derselben Zeit aber wollten es meine Sterne, daß die Familie des Konsistorialrats Pfitzner mit all ihren Pensionärinnen um den großen, runden Tisch beim Abendessen versammelt saß und daß Fräulein Hannchen aus Bremen ihr Mündchen auftat und fragte:

— Ist das wirklich wahr, Herr Konsistorialrat, der Herr Referendar hat mir erzählt, die beschnittenen Bäume an der Chaussee wären alle von jüdischer Abstammung?

Das entsetzliche, qualvoll lange Schweigen, das nach dieser ungeschickten Frage eintrat, wurde erst unterbrochen, als der Herr Konsistorialrat wie allabendlich die Hände faltete und sprach:

— So laßt uns denn beten . . .

II

Damit war es mir geglückt, in den erfreulichen Ruf zu geraten, daß man mich nicht gut mit jungen Mädchen zusammen einladen könne, weil ich zu wenig Respekt vor ihrer Unschuld an den Tag lege. Und so kam es, daß man mich von Stund an von dem Ringelchenwerfen dispensierte. Ein älterer Assessor, der das Grundbuchwesen bearbeitete, und von dem man bereits geglaubt hatte, absehen zu dürfen, wurde wieder hervorgesucht und mußte an meiner Stelle auf der grünen Wiese hüpfen.

Ich aber begann mich mehr und mehr für den seltsamen Einhorn-Apotheker zu interessieren. Seit jenem Abend mußt ich ihn im stillen stets mit jenen Bäumchen aus Judäa vergleichen, die so künstliche Konturen trugen und im Grunde doch gemeine Buchen waren.

Er war einige Jahre älter als ich, etwa dreißig Jahre alt und von hoher stattlicher Figur. Er hatte einen dicken Kopf und ein volles Gesicht, das von einigen Schmissen verziert war. Große, runde, etwas blöde Augen, ein strammgezogener, starker Schnurrbart und ein Grübchen im Kinn machten ihn entschieden zu einer Männerschönheit. Sein dunkelblondes Haar trug er in der Mitte gescheitelt und fest anliegend. Er lachte fast nie, und seine große, breite Stirn zeigte eine starre, unbewegliche Glätte.

Er stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Duisburg im Rheinland. Sein Vater, der

auch eine Apotheke besaß und dessen Nachfolger Konstantin eigentlich hatte werden sollen, hatte ihm die Einhorn-Apotheke zu Stolberg gekauft, da er sich selber noch rüstig fühlte, und da zwei Apotheken einträglicher sind denn eine.

Konstantin war unverheiratet, ein spröder Junggeselle. So viel Mühe sich auch begreiflicherweise alle Stolberger Familien, die mit ehebenötigten Töchtern behaftet waren, um ihn gaben, so uneinnehmbar und wacker hielt er aus. Selbst Müttern gegenüber, deren Wesen so lieblich war, daß man sich ordentlich danach sehnen mußte, sie zu Schwiegermüttern zu besitzen, wußte er seine Standhaftigkeit zu bewahren. Als ihm eine von diesen, die Frau Obersteuereinnehmer Stielchen, die immer stark nach Naphthalin roch, weil sie eine abergläubische Angst vor den Motten hatte, als ihm diese einmal eines Abends eine etwas breite, aber anschauliche Schilderung der häuslichen Tugenden ihres Klärchen entworfen hatte, erwiderte er schließlich mit ernster Bescheidenheit:

— Ja, ja . . . aber ich glaube, ich bin noch zu jung dazu. —

Diese in höchster Not und Enge gefundene, höchst mangelhafte Entschuldigung wurde natürlich von der entrüsteten Frau Obersteuereinnehmer weitererzählt und wurde der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe abenteuerlicher und ungerechter dunkler Gerüchte über den Einhorn-Apotheker.

Obgleich in Stolberg nicht der geringste Boden

war für die Betätigungen einer unverheirateten Mannesseele, und es ihnen daher eigentlich gleichgültig sein konnte, hielten doch die Stolberger mit Entschiedenheit darauf, daß sich ihre Jünglinge im Besitze der allgemeinsten männlichen Fähigkeiten befanden: sie dachten darüber etwa wie mein philosophischer Freund, der Papa Heilmann, über die allgemeinen bürgerlichen Ehrenrechte, von denen er sagte: Ich mache zwar keinen Gebrauch davon, möchte sie aber doch nicht missen.

Die verletzten Eltern der verschmähten Töchter zögerten also nicht lange, den rätselhaften Einhorn-Apotheker in ihren frommen Konventikeln durch allerlei versteckte Andeutungen, durch Ausbrüche christlichen Bedauerns und dergleichen nach und nach um seine, wie soll ich sagen? — animalische Ehre zu bringen.

Eines schönen Abends kam der alte Oberstabsarzt aus so einer gottgefälligen Gesellschaft zu uns nach Eberhard an den Stammtisch, und nachdem er sich einige Male wichtig den Schnauzbart gedreht hatte, sagte er mit der ihm eigenen, gewinnenden Offenheit:

— Wissen Sie denn das Neueste, meine Herren? Unser Einhorn-Apotheker soll ja ein Kastrat sein!

— Ach was!

Eberhard und ich lachten laut auf. Nicht so der Amtsanwalt, dessen Halsadern anschwollen. Zornrot rief er:

— Ich begreife nicht, wie Sie darüber lachen können, meine Herren. Beim heiligen Sebastian: es ist eine Gemeinheit! Nichts ist mehr sicher vor den Pfeilen des boshaften Klatsches dieses bornierten Kleinstadtgesindels! An das Heiligste tasten sie! Selbst an unsere Manneswürde wagen sie zu greifen, o pfui, pfui über sie!

Während wir noch lachten, trat der Einhorn-Apotheker selbst ins Zimmer. Er pflegte um zehn Uhr abends seine Apotheke zu schließen und sich dann zwar nicht jeden Abend, aber dreimal in der Woche zu Eberhard zu begeben.

— Guten Abend, meine Herren.

— Guten Abend! — Wir schüttelten ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand, und es herrschte an diesem Abende von vornherein eine vorzügliche Stimmung. Wir beschäftigten uns fast ausschließlich und ungewöhnlich liebenswürdig mit ihm, dem böse Menschen hinterrücks so übel mitspielten.

— Nun sagen Sie mal, mein Verehrtester — sagte plötzlich der Oberstabsarzt mit erhobener Stimme — wie steht es denn nun eigentlich mit Ihrem werten Liebesleben?

— Womit? — fragte der Einhorn-Apotheker ganz erschrocken.

— Mit Ihrem werten Liebesleben, wiederholte der Oberstabsarzt und kaute mit ingrimmigem Behagen an seiner Zigarre.

Konstantin lächelte verdutzt, und ich legte mich ins Mittel. Im Ton des Vorwurfs sagte ich:

— Aber Herr Oberstabsarzt, wo denken Sie

hin! Meinen Sie denn, jeder junge Mann müßte eine so stürmische Jugend durchkosten, wie die ihrige war. Nein, Gott sei Dank. Noch gibt es deutsche Jünglinge, die da hübsch warten, bis die Reihe des Ehebetts an sie kommt.

Das half.

— Oho! rief der Einhorn-Apotheker — halten Sie mich nicht für einen solchen Duckmäuser. Auch ich bin . . . hm . . .

Er wollte wohl sagen: in Arkadien geboren, aber es fiel ihm nicht ein. Auch unterbrach ihn der Oberstabsarzt mit der schmetternden Stimme des Triumphes:

— Recht so, junger Mann! Ich sehe: ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Also vorwärts! Legen Sie los. Enthüllen Sie uns die Mysterien Ihrer gährenden Leidenschaft. Wir sind maßlos gespannt. — Kellner!

Der Einhorn-Apotheker zögerte noch, so daß sich nun auch der Amtsanwalt veranlaßt sah, einzugreifen:

— Mein lieber Herr! Vergönnen Sie, in Ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes zu schauen. Zwar: sie tun recht, zu zögern. Ich kenne den hämischen Geist des Klatsches, der in diesem von Frömmigkeit durchseuchten Waldtal herrscht. Aber seien Sie unbesorgt. Hier sehen Sie drei ernsthafte Männer vor sich, alle drei verschwiegen wie . . . wie mein Privatkonto bei Eberhard. Uns können Sie sich anvertrauen.

Der bedrängte Konstantin holte tief Atem

und begann, anfangs etwas befangen, zu erzählen:

— Ja, also, meine Herren: es ist eigentlich eine sehr einfache Geschichte und gar nicht interessant. Sie heißt Else.

— Konstantin und Else — nicht übel — sagte der Oberstabsarzt und nickte befriedigt mit dem Kopfe. — Nicht übel.

— Wenn ich auch selber kein Instrument spiele — fuhr der Einhorn-Apotheker fort — so bin ich doch sehr musikalisch und höre furchtbar gern Musik. Als ich nun das letztemal in Berlin war, und eines Nachmittags gar nicht wußte, was ich anfangen sollte, auch gar keine Gesellschaft hatte, bloß so durch die Straßen bummle, hör ich auf einmal aus einem Lokal, das äußerlich nach gar nichts Besonderem aussah, Orchestermusik. Na nu, denk ich, wie ist das möglich. Und da ich, wie gesagt, absolut nichts Besseres zu tun hatte, geh ich rein. Hm.

Er räusperte sich und trank. Wir tranken alle schweigend mit. Es war ja sehr spannend. Er fuhr fort:

— Gott, es war ganz nett. Wirklich. Bloß das Podium war ein wenig recht klein. Nämlich die Musik wurde von einer Damenkapelle gemacht. Es waren fünf Geigerinnen, eine Klavierspielerin, eine Cellistin und ein Mann, der immer in so'n Ding blies . . von Blech . . ich weiß nicht, wie man das nennt.

— Eine Posaune — bemerkte der Oberstabsarzt.

— Also im ganzen acht Personen und ein Klavier, die mußten alle acht . . .

— Alle neune — warf der etwas pedantische Amtsanwalt dazwischen.

— Meinetwegen, also alle neun auf einem Podium sitzen oder stehen, das kaum größer war, als der Tisch, an dem wir hier sitzen. Ja, richtig: und eine Trommel oder Pauke stand ja auch noch drauf. Das hätt ich bald vergessen. Wer die eigentlich schlug, ist mir nie recht klar geworden.

— Ich denke mir — sagte der Oberstabsarzt — das wird der Mann von der Posaune gewesen sein. Der wird ihr so gelegentlich einen heimlichen Knuff versetzt haben.

— Das ist möglich. — Also nun stellen Sie sich vor, meine Herren, dieser ganze Apparat aufs engste zusammengepfercht auf einem zwei Fuß hohen, an drei Seiten freien Podium ohne Geländer . . .

— Hören Sie auf! — rief ich dazwischen und legte die Hand vor die Augen — ich habe niemals Gletscherpartien machen können, weil mich der Gedanke an die bloße Möglichkeit des Abstürzens schon nervös macht.

Aber der Einhorn-Apotheker war im Zuge:

— Und nun denken Sie sich: in der ersten Reihe, wo die fünf Geigenspielerinnen nebeneinander gereiht, Stuhl an Stuhl an Stuhl, dasaßen, an der rechten Ecke, hart, ganz hart an der rechten Ecke, so daß das rechte Vorderbein ihres Stuhles nur noch zur Hälfte auf dem Po-

dium stand — saß ein Mädchen. Ein Mädchen, sag ich Ihnen ... Also wie gesagt, Else heißt sie.

— Aha — sagte der Oberstabsarzt — also in dieser prekären Situation haben Sie sie kennen gelernt.

— Ja. Ich hatte fortwährend das Gefühl: jetzt — jetzt muß sie runterfallen. Nichts ist unangenehmer als eine solche andauernde Beängstigung. — Ich fühlte ein lebhaftes Mitleid mit dem zarten Geschöpf, das ganz in ihre Kunst vertieft war und die Gefahr gar nicht zu bemerken schien. Ich betrachtete sie voller Teilnahme. Ein ovales Gesichtchen, ein Kinn, das fast spitz zu nennen wäre, wenn es nicht von einem entzückenden Grübchen gekerbt würde. Eine feine, längliche Nase mit schmalem Rücken. Ein kleines, wie zu Kuß und Spott gespitztes, hochgeschürztes Mündchen und lebendige, hellbraune Augen, schmal und pikant, die ganz leise an den Typus der holden Japanerinnen erinnern ... oder lag das an den seltsamen, wie von einer Laune hochgezogenen Augenbrauen? Ich weiß es nicht. Ihr braunes Haar war zierlich gewellt und hochgesteckt ... Ach, meine Herren, was soll ich Ihnen viel sagen: es war das allerliebste Rokokoköpfchen, das Sie sich vorstellen können. Ihr ganzes Wesen sprühte einen Mutwillen, eine neckische Laune ... es war entzückend! Und dabei führte sie den Bogen mit einer Grazie ...

— Na, nun trinken Sie erst mal.

Der Oberstabsarzt klopfte dem Einhorn-Apo-

theker, der gar nicht wieder zu erkennen war, so begeistert schwärmte er, mit onkelhaftem Wohlwollen auf die Schulter:

— Wir glauben's Ihnen schon. —

Konstantin tat einen tiefen Zug. Der Amtsanwalt ergriff das Wort:

— Gestatten Sie mir, Ihnen gegenüber unverhohlen meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Sie sich ein so warmes Empfinden zu erhalten verstanden haben. Es ist dies gewiß eins der köstlichsten Güter im Leben — wohl Ihnen, Sie bewohnen ein glückliches Land!

Ich unterbrach ihn, ich war neugierig geworden:

— Ach bitte, erzählen Sie weiter. —

— Nun, ich fing eben an, mich zu interessieren. Und zwar: anfangs war es wohl mehr ihr Spiel, in das ich mich verliebte. Ich erzählte Ihnen schon, daß ich sehr musikalisch bin, und . . so klein das Damenorchester auch war . . es wurde ausgezeichnet gespielt. Ganz ausgezeichnet. Und dann hatte es an und für sich so einen ganz eigentümlichen Zauber und Reiz, diese jungen Mädchen da so selbständig ihre Kunst üben zu sehn. Es lag darin doch etwas echt Großstädtisches. Die Großstadt zeigt einem die Frauen in den merkwürdigsten Berufen . . . ich kann nie den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, als ich zum erstenmale eine Dame hinterm Schalter sah. Ich bin deshalb immer mit Vorliebe Stadtbahn gefahren . . . in der ersten Zeit. So ähnlich

wirkten jetzt auch wieder die Geigenspielerinnen auf meine Phantasie. Sie kamen mir vor wie Geschöpfe aus einer neuen Welt — mit ungeahnten, unerhörten Fähigkeiten.

— Ja, ja — brummte der Oberstabsarzt — es steckt doch mehr in den Weibern, als man früher gedacht hat. Man soll sie jetzt sogar schon zum Telefondienste verwenden können.

Es schien jetzt, als ob den Einhorn-Apotheker seine plötzliche Offenheit gereut hätte. Er hörte auf zu erzählen, und wir kriegten nur mit Mühe und Not noch so viel aus ihm heraus, daß er infolge seiner Bekanntschaft mit der talentvollen, jungen Geigenspielerin seinen Aufenthalt in Berlin um beinah vierzehn Tage verlängert hatte.

Seitdem korrespondierten sie miteinander . . .

III

Ich wohnte in Stolberg in einem alten, hohen Hause, das in halber Höhe am Berge lag: unter mir die Kirche, über mir das Schloß. Das Haus lehnte mit dem Rücken gegen den Berg, und das dritte Stockwerk, in dem meine Zimmer lagen, schien nach hinten hinaus zu ebener Erde zu liegen.

Zu den zahlreichen lasterhaften Gewohnheiten, die mich in den Augen der guten Stolberger als eine Ausgeburt der Hölle erscheinen ließen, gehörte auch die, daß ich an Tagen, wo ich vormittags keine Schreiberdienste zu verrichten hatte, ziemlich lange schlief. Es war ruchbar geworden und für ruchlos befunden, daß ich, zumal an Sonntagen, noch gegen zehn Uhr, wo der heilige Gottesdienst längst begonnen, nachweislich im Bette gelegen hatte.

‚Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht' —

so beginnt eins der schönsten Lieder Platens aus seinem letzten Lebensjahr. Auch wir empfanden, nachdem wir uns die ganze Nacht mit Weinen beschäftigt hatten, den Schlaf am Morgen als eine süße Gottesgabe. Ich war daher durchaus nicht angenehm berührt, als mich eines Morgens gegen neun Uhr der Einhorn-Apotheker aus den lieblichsten Träumen riß.

Er stürmte schweratmend, mit dem Hute auf dem Kopf, mit einem hochroten Kopfe in

mein stilles Schlafgemach und stand, nach Worten ringend, vor meinem Bette, während ich mir ärgerlich die Augen rieb.

— Verzeihen Sie . . . verzeihen Sie — brachte er schließlich heraus und nahm den Hut ab.

— Mein Gott, was ist denn los?

Er schnappte nach Luft:

— Sie . . sie ist da. Hier . . in Stolberg!

Er mußte sich auf den Stuhl niederlassen, auf dem noch meine Unterhosen lagen. Seine Arme sanken schlaff herab.

Ich richtete mich auf:

— Ach! Ihre Virtuosin? Das ist ja famos!

— Lieber Herr Referendar: ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie die Sache ernst. Sie sind der einzige, an den ich mich in meiner Not wenden kann, der einzige, der mir vielleicht zu helfen vermag. Verlassen Sie mich nicht.

Er hatte meinen linken Oberarm umklammert, und eine aufrichtige Angst sprach aus seinen gutmütigen Zügen.

Ich konnte ihm mein Mitleid nicht versagen. Beruhigend sprach ich:

— Vielleicht ist noch Rettung möglich, lassen Sie den Mut nicht sinken. Was an mir liegt, soll gewiß geschehn. Aber nun sagen Sie, wie ist denn das zugegangen?

— Ach es ist ja ein gar zu launenhaftes Geschöpf. Also stellen Sie sich vor: heute morgen, vor einer halben Stunde, bringt mir der Eberhardsche Hausdiener diesen Brief. Hier, lesen Sie, bitte. —

Ich las:

Geliebter Konstantin!

Die Sehnsucht ließ mir keine Ruhe! Wir sollten auf einmal Kostüm tragen und im Kostüm dasitzen und spielen. Und die sollten wir auch noch selber bezahlen. Na so dumm. Wenn ich schon so was mache und setze mich da hin vors vergnügte Publikum mit nackten Armen zur Belustigung der Einwohner, denn kann er das auch aus seiner Tasche bezahlen.

Lieber Schatz, es zog mich so zu Dir hin! Wir haben uns nach einer andern Stellung umgesehen, haben aber keine gefunden, und weil es doch jetzt so schönes Wetter ist, sitzt man doch auch nicht gern in der ollen räuchrigen Bude. Das Geld, das Du mir geschickt hast, langte noch gerade zu einem Billet bis Nordhausen, und weil Du doch immer gesagt hast, es soll so nett in Stolberg sein, bin ich hergekommen.

Wie schön, daß wir uns wiedersehen! Funfzig Pfennige hab ich zwar noch gerade, aber bitte, gib Du lieber dem Friedrich das Trinkgeld, denn sonst hab ich gar nichts mehr, und ich weiß doch nicht, wann Du abkommen kannst.

Am liebsten möchte ich zwar gleich selber in Deine Arme fliegen, aber da Du gewiß hinter dem Schalter beschäftigt bist und wer weiß, vielleicht ist gerade die Frau Gräfin da und kauft Schweizerpillen, da will ich nicht stören.

Bitte, mein süßer Schatz, laß mich nicht so lange warten, sondern komme bald zu Deiner Dich innig liebenden Else.

P. S. ins Hotel Eberhard, Zimmer Nr. 6.

— Ein heiter gemütvolles Mädchen. Was gedenken Sie nun zu tun?

— Nichts. Um Gotteswillen! Gar nichts. Ich will still und unbefangen Medizin verkaufen und meine Offizin nicht verlassen, weder bei Tage noch bei Nacht. Denken Sie doch, wenn die Stolberger auch nur eine Ahnung bekämen .. was mir da bevorstände. Nein, nein, ich darf mich gar nicht sehen lassen. Sie müssen für mich handeln. Sie müssen — wenn Sie mich retten wollen — das Mädchen auf sich nehmen.

— Auf mich nehmen? Na nu!

— Ja. Sehen Sie: ihre Existenz kann den Stolbergern ja nicht verborgen bleiben. Und sofort wird gefragt werden: wieso, woher, für wen, wozu. Und sie werden, sie müssen auf mich verfallen, denn auch der Botengang Friedrichs zu mir kann nicht lange verborgen bleiben. Wenn Sie nun aber so edelmütig sein wollen, den Verdacht auf sich zu lenken, so wird den Stolbergern die Sache sofort so — entschuldigen Sie — so plausibel vorkommen, daß man nicht weiter nachfragen wird. Und ich bin gerettet. Liebster, bester Herr Referendar, sehen Sie: bei Ihrem Rufe kommt es auf etwas mehr oder weniger weiß Gott nicht mehr an. Sie verlassen dieses Jammertal in wenigen Monaten,

und es bleibt Ihnen höchstens eine angenehme Erinnerung . . .

— Eine angenehme Erinnerung? Nun erlauben Sie mal, es wäre doch immerhin ein Opfer, das ich Ihnen brächte. Oder meinen Sie, daß es mir gleichgültig wäre, wenn demnächst bei Hofe etwa von mir erzählt würde, ich hätte mir Bruchstücke meines Berliner Harems hierher nachkommen lassen?

— Ja!

Dieses „Ja“ kam dem Einhorn-Apotheker aus so tiefem, offenem Herzen, daß ich laut lachen mußte und also besiegt war.

— Na, also gut. Verfügen Sie über mich. Womit kann ich Ihnen dienen?

— Zunächst müßten Sie aufstehen und sich anziehen. Dann aber zu Eberhard gehen, sich auf ihr Zimmer führen lassen und darin möglichst lange verweilen . . . mit ihr allein bleiben . . . .

— Na, hören Sie mal, das ist aber eine starke Zumutung! Fürchten Sie denn da nicht . . .

— Nein! — versetzte der Einhorn-Apotheker mit Bestimmtheit. — Ich brauche nichts zu fürchten. Else wird mir niemals untreu werden. Ich kenne sie! Dazu hat sie mich viel zu lieb. Aber sie muß vor allen Dingen machen, daß sie wieder aus Stolberg herauskommt, sie stürzt mich sonst ins Unglück. Sie müssen sie unter allen Umständen dazu bringen, daß sie augenblicklich nach Berlin zurückfährt. Augenblicklichst.

Er zog sein Portemonnaie und füllte meine Hand mit Gold.

— Hier haben Sie 200 Mark, geben Sie ihr, was sie verlangt.

— Sie sind sehr großmütig. Und wo treffe ich Sie nachher?

— Ich verlasse die Apotheke nicht eher, bis sie . . weg ist. Bitte kommen Sie sobald als möglich. O Gott, wenn nur alles gut geht . . es ist doch manchmal zu unangenehm sowas. Also adieu. Stehen Sie jetzt auf, ja? Bitte!

Er drückte mir die Hand, seufzte noch einmal tief und ging von dannen.

IV

Ich kleidete mich mit möglichster Sorgfalt an, säuberte und glättete meinen Zylinder und ging zu ihr ...

Als ich das Hotel betrat, fiel mir ein, daß ich ja gar nicht wußte, wie die Geigenfee mit ihrem elterlichen Namen hieß, und daß es doch einen demoralisierenden Eindruck auf die Seele des Oberkellners machen würde, wenn ich einfach nach Fräulein Else fragte. Ich wurde jedoch meiner Bedenken alsbald enthoben, denn kaum hatte ich die Hausflur betreten, so fühlte ich, wie mich jemand auf die Schulter klopfte: es war Eberhard, der mir mit einem schlauen Zwinkern seiner weinfröhlichen Augen zuflüsterte:

— Sie wartet schon. Numero sechs. Pst.

Später gestand er mir: er habe von vornherein gewußt, daß es sich bei diesem Besuche um mich handelte, und ich hätte daher nicht nötig gehabt, erst den unschuldigen Einhorn-Apotheker vorzuschieben.

Ich ließ ihn natürlich dabei. Der Gerechte hat viel zu leiden.

Auf mein Klopfen:

— Herein! —

Ich war doch etwas beklommen. Die Stimme klang so gut ...

Nun weiß ich wirklich nicht mehr ganz genau, wie es dann weiter zugegangen ist. Ich bin ja auch absolut nicht verpflichtet, irgend

jemandem darüber Rechenschaft zu geben. Den Teufel auch — das wäre noch schöner! Wenn ich jemandem eine Geschichte erzähle, so ist das mein guter Wille — was ich nicht erzähle, geht keinen was an. Ich stehe hier nicht als Angeklagter, habe auch nicht schwören müssen, die lautere Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen — ich fühle lediglich das Bedürfnis, mein Lächeln über dies scherzhafte Dasein nicht allein zu lächeln, denn es ist eine alte Erfahrung, daß man peinlich wirkt, wenn man schweigend und einsam lächelt. — — —

Übrigens der Einhorn-Apotheker hatte die Wahrheit gesprochen: sie war wirklich allerliebst. Auch war sie recht nett und elegant gekleidet, nur ihre Haartracht gefiel mir nicht. Ich zeigte ihr . . . (im Laufe des Gesprächs), wie sie sie nach meiner Ansicht tragen müsse, und sie versprach mir, sich von nun an so zu frisieren, wie ich es ihr angegeben hatte.

Überhaupt war sie durchaus entgegenkommend, ich fand bei ihr viel weniger Widerstand, als ich nach den Worten des Einhorn-Apothekers annehmen mußte. Sie willigte ohne weiteres ein, die zweihundert Mark von mir anzunehmen, und unterschrieb mir lachend folgende in der Eile von mir entworfene Quittung:

200 Mark.

Endesunterzeichnete bestätigt hiermit, die Summe von 200 Mk. (Zweihundert Mark)

aus den Händen des Herrn Referendars Otto Erich erhalten zu haben. Sie erklärt, von ihrem Besuch in Stolberg am Harz vollkommen befriedigt zu sein und spricht bei ihrem Scheiden von dort allen denen, die ihr Wohlwollen entgegengebracht haben, ihren herzlichsten Dank aus.

Else.

Nur eine Bitte hatte sie noch: ich sollte sie nach Nordhausen auf die Bahn begleiten.

— Aber mein liebes Fräulein . . .

— Ach gehn Sie weg: wenn Sie das nicht mal für mich tun können, dann sind Sie nicht besser, wie die andern auch . . wie alle die Philister, über die Sie sich lustig machen, gehen Sie weg . . .

Ich hatte dem Einhorn-Apotheker versprechen müssen, mehrere Stunden mit seiner Geigenspielerin allein zu bleiben. Da ich ein Mann von Wort bin und lieber mehr tue, wenn ich etwas versprochen habe, als zu wenig, war es während unseres Zusammenseins Spätnachmittag geworden und nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt der Abendpost, mit der Fräulein Else unter allen Umständen nach Nordhausen zurückfahren mußte.

— Liebes Kind — sagte ich daher — ich begleite Sie gewiß herzlich gern, aber Sie wissen: die Post fährt ihre vier Stunden . . . wenn ich jetzt mit Ihnen fahre, kommen wir erst gegen zehn Uhr in Nordhausen an, und es ist dann für mich ganz unmöglich, heute noch nach

Stolberg zurückzukommen. Ich müßte schon die Nacht in Nordhausen bleiben, und da ich morgen früh Dienst habe, mit der Frühpost um 6 Uhr von dort wieder abfahren. Das würde eine heillose Strapaze . . .

Aber sie würdigte meine Einwände nicht; im Gegenteil: sie schlug die Händchen zusammen und rief:

— Ach, das trifft sich ja famos! Da können wir ja in Nordhausen noch zusammenbleiben! Nein: Du mußt mit: bitte, bitte, bitte . . .

Ich brachte also auch dieses Opfer noch.

Als ich dann am andern Morgen um Neun aus der Postkutsche stieg und mich direkt auf das Bureau begab, hatte ich trotz meiner großen Müdigkeit und Zerschlagenheit das angenehme Gefühl einer guten Tat und einer freudig erfüllten Pflicht.

V

Sobald die Termine beendet waren, ging ich in die Einhorn-Apotheke und erlöste den seit nunmehr fast siebenundzwanzig Stunden in Zweifelsängsten hangenden Apotheker.

Er gestand mir, daß er die ganze Nacht nicht geschlafen hätte, und ich erzählte ihm, wie auch ich die Nacht nur wenig geschlafen habe, wie aber sonst die Sache glücklich und zu unser aller Zufriedenheit abgelaufen sei.

Ich machte ihm vor allem mein Kompliment wegen seines guten Geschmacks und gestand ihm, daß ich alles nur zu begreiflich fände, daß jemand, der von einem so holdseligen Geschöpfe beglückt würde, kein Gelüst verspüren könne, mit einer dieser korrekten Stolberger Gänse zusammen in das Joch der Ehe gespannt zu werden.

Da machte er ein sehr merkwürdiges Gesicht.

— Wie meinen Sie das, Herr Referendar? —

Ich versuchte deutlicher zu werden. Da wies er mich mit einer traurigen Entschlossenheit zurück. So weit wäre er mit ihr noch nicht. Er scheue es, das Gefühlsleben eines Weibes, das offenbar seinen ganzen Anlagen nach eine Künstlerin sei, mit voreilig plumpen Fingern zu betasten. Er wisse zwar, daß es ihr vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ungestümer vorgehe . . . jedoch einstweilen habe er noch widerstanden . . . .

Ich nahm das alles schweigend hin, denn wir

befanden uns in einer Apotheke, und wenn ich meiner abweichenden Überzeugung den Ausdruck gegeben hätte, zu dem mich in dem Momente mein Naturell drängte, wäre es ihm, der mir gerade einen der von mir so geliebten Apothekerschnäpse zusammengoß, ein Leichtes gewesen, mich zu vergiften. So wird sich ein verständiger Mann stets hüten, einen wegen seines Jähzorns bekannten Barbiergehilfen unnötig zu reizen, so lange er sich noch unter dessen Messer befindet.

Als ich dann den Schnaps getrunken hatte, übergab ich dem Einhorn-Apotheker die Quittung, die ich mir von Else hatte ausstellen lassen, und gewahrte alsbald, daß ihn darob eine peinliche Empfindung überkam.

— So hat sie also gleich die ganze Summe verlangt? — fragte er.

Da fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich ja ganz vergessen hatte, erst zu handeln. Was sollte ich nun sagen? Ich war in großer Verlegenheit. Schließlich stammelte ich:

— Ja, ich muß um Entschuldigung bitten, aber sie war ihrerseits so konziliant und loyal, daß ich .. übrigens, wenn es Ihnen zu viel ist .. es ist ja meine Schuld, und ich bin natürlich gern bereit . . .

Er unterbrach mich großmütig:

— Wo denken Sie hin, lieber Herr Referendar: im Gegenteil: ich fühle mich noch tief in Ihrer Schuld. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für diesen wahrhaften Freundesdienst, und wenn

ich Ihnen jemals einen ähnlichen Dienst erweisen kann . . .

Aber jetzt unterbrach ich ihn:

— Ach nein! Lieber nicht! Das heißt: ich will hoffen, daß ich nie in eine ähnliche Verlegenheit gerate. —

Der Einhorn-Apotheker schüttelte noch immer mit beiden Händen meine rechte. Er war wirklich ein braver Mensch mit einem dankbaren Herzen. Ich konnte ihm auf die Dauer nicht böse sein.

Sobald es anging, machte ich aber doch, daß ich fortkam. Die einhundertundfünfzig Steinstufen, die den Berg hinauf, an der Kirche vorbei, zu meiner Wohnung führten, wurden mir recht sauer. Sobald ich daheim war, legte ich mich hungrig, wie ich war, ins Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

VI

Von den vielfachen Torheiten, zu denen mich die geigenspielende Else verleitet hatte, verdient noch die einer besonderen Erwähnung: daß ich nämlich der Bitte, ihr einen feschen Freund von mir in Berlin, der nicht so ernsthaft wäre wie ihr Konstantin, zu empfehlen, nachgegeben und ihr die Adresse meines Freundes, des Kleinen, verraten hatte.

Man wird dies vielleicht unbegreiflich von mir finden, aber einerseits hatte sie mir in so ergreifenden Tönen ihr Leid geklagt, daß sie so gar niemanden hätte, der sie „verstände", und andrerseits wußte ich ja von dem inzwischen völlig zum Teufel gewordenen Kleinen, daß es bei ihm keine Gefahr hatte. Seit den Tagen der lieben Lore glaubte ich überzeugt sein zu dürfen, daß ihm, was mir vordem gefallen hatte, auch wohlgefallen würde, und hoffte daher auf ein freundliches Einvernehmen zwischen den beiden.

Nach etwa acht Tagen erhielt ich folgenden frischen Brief vom Kleinen:

„Alter Esel!

Wann wirst Du mal verständig werden? Glaubst Du, daß die preußische Regierung Dich zu dem Zwecke nach Stolberg am Harz (NB. Etwas Fauleres war für Dich schon nicht aufzutreiben!) geschickt hat, daß Du da eine Versuchsstation errichtest? Arbeiten sollst Du, Gott verdamm mich, die Nase in

die Bücher stecken und Deinen Vorgesetzten Freude machen. Verbeugen sollst Du Dich und allem weiblich Gnädigen die Hand küssen: meine Weiber such ich mir schon von alleine, ich verbitte mir da jede Einmischung. Für diesmal will ich es dir noch verzeihen, denn sie hat auf dem Rücken, oberhalb der linken Hüfte, einen berauschenden Leberfleck.

Prosit Du altes, aber ehrliches Stück Unglück!

Dein Kleiner.

Der Brief hätte stofflich reichhaltiger und klarer sein können, immerhin entnahm ich daraus die Tatsache, daß die Annäherung zwischen den beiden inzwischen erfolgt war. Ich wußte nur nicht recht, ob ich mich darüber freuen sollte.

In Stolberg, am Stammtisch bei Eberhard war ich inzwischen der Gegenstand neidischen Hohnes geworden. Der Oberstabsarzt war unerschöpflich in bösartigen Wendungen.

— Sagen Sie, mein lieber Referendar, wie wäre es, wenn sie den Staatsdienst quittierten und sich dauernd in Stolberg niederließen? Sie sehen: die Bevölkerung geht hier nicht nur numerisch zurück, sie wird auch durch die herrschende Inzucht immer mangelhafter. Da wären Sie doch eigentlich ganz der kommende Mann usw.

Der Einhorn-Apotheker hörte all diese Angriffe auf meine Tugend mit einem milden, aber

doch verschmitzten Schmunzeln an, in seinem Inkognito empfand er das alles offenbar als versteckte Schmeichelei.

Endlich kam einmal wieder die Zeit, wo ich mich auf ein paar Tage frei machen und nach Berlin fahren konnte. Urlaub hatte ich zwar nicht bekommen, aber es paßte so . . ich weiß nicht mehr wie.

Der Kleine empfing mich auf dem Bahnhofe mit einem schallenden Gelächter, als ob meine Ankunft ein guter Witz sei.

— Du bist ein Kerl! — rief er ein übers andre Mal. — Du bist ein Kerl.

Dann, nachdem er sich endlich satt gelacht, fing er an in seinem rasenden Tempo zu erzählen.

Also die Else hatte zu ihm geschickt. Er — aus Neugierde — war hingegangen — in das Lokal, in dem sie ihre Kunst übte . . .

— Weißt du, was eine Blindspielerin ist?

Ich verneinte.

— Natürlich. Du hast keine Ahnung.

— O doch, halt mal! Blindspielen beim Schachspielen ist, wenn man . . .

— Halt die Schnauze. Du hast keine Ahnung. Also, das ist ein sehr ehrenwerter Beruf, dem soundso viel hundert junge Mädchen angehören. Bei den zahllosen „Damenkapellen", die heutzutage in Berlin spielen, ist es ganz unmöglich, daß alle Damen auch wirklich spielen können . . ist auch gar nicht nötig, denn der Radau ist so schon elend genug. Da hat sich

nun das Gewerbe der Blindspielerinnen herausgebildet. Junge Mädchen, die sich äußerlich von wirklichen Geigenspielerinnen absolut nicht unterscheiden, höchstens manchmal hübscher und jünger sind, sitzen in der ersten Reihe solcher Kapellen und ahmen die Bewegungen eines Joachim täuschend nach. Die Sehne ihres Bogens ist mit Schmalz beschmiert: lautlos gleitet sie über die zartesten Saiten!

Er sah mich nach dieser Erklärung mit herausfordernder Fröhlichkeit an. Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte. Er aber fuhr fort:

— Und ich kann dir versichern, auf diese Weise spielt die Else die schwierigsten Sachen. Auf ihrem Notenpult liegt unverändert „Hannchens letzte Liebe", und ich habe darnach die Tellouverture gehört, daß es eine Freude war.

— Ja so: unser Einhorn-Apotheker war ja auch ganz entzückt; er hat sich zu allererst in ihr Talent verliebt.

— Nun erlaube mal; sie hat auch Talent. Bei den andern merkt man es sofort, wenigstens wenn man nicht allzuheftig auf den Kopf gefallen ist, daß sie keinen Schimmer vom Violinspielen haben. Bei ihr muß man schon ganz genau aufpassen, eh man's merkt: so täuschend vermag sie den Bogen zu führen. — Ach, neulich, das hättest du erleben müssen! Da haben rohe Menschen eine Kollegin von der Else um ihren musikalischen Ruf gebracht, indem sie ihr heimtückischerweise den Bogen mit Kolophonium eingerieben haben. Denk dir das Ent-

setzen, wie ihre Geige da auf einmal tönte. Es war ergreifend.

Wir saßen während dieses Gespräches in einer Kutsche und fuhren ins Hotel. Der Kleine begleitete mich, und während ich mich von den Spuren der Reise reinigte, lief er in dem langen, einfenstrigen Zimmer auf und ab und räsonnierte in einem fort. Nicht alles von dem, was er rastlos hervorsprudelte, läßt sich hier wiedergeben. Sein Schimpflexikon hatte, seit er Soldat gewesen war, etwa so zugenommen, wie der Kürschnersche Literaturkalender in den letzten zehn Jahren, aber was ihm von den Lippen kam, waren nicht die stillen Namen guter, stiller Dichter, sondern allerlei Dinge, die Menschen ohne militärische Vorbildung leicht zu derb finden möchten ...

Dann gingen wir zum Abendessen und gedachten in behaglichem Zwiegespräch unserer gemeinschaftlichen Vettern in Hannover und ihres so verschiedenartigen, buntschimmernden Stumpfsinns.

Aber plötzlich unterbrach der Kleine mich, er hatte nach der Uhr gesehn und rief:

— Du, es wird die höchste Zeit! Die Polizei ist der Ansicht, daß man so schwere Orchestermusik, wie sie die Kapelle „Fernando“ verzapft, bloß bis elf Uhr abends vertragen könne. Wenn wir die Else also heute noch treffen wollen ...

Wir brachen auf. —

Das Lokal, in dem die Geigenfee wirkte, hieß „Oase für Junggesellen“. — Ich war sehr froh,

daß wir kurz vor Torschluß anlangten, und habe selten eine widrigere Enttäuschung erfahren, als da ich das niedliche Geschöpf in dem elenden, von Proleten vollgepfropften Raum, in einer entsetzlichen, von schlechten Zigarren stickig und stinkig gewordenen Luft wiedersah. Da saß sie auf einem engen Podium in einem geschmacklosen, offenbar gemieteten und deshalb gár nicht sitzenden Kostüm und spielte zum Gespött aller denkenden Menschen mit einem geschmalzten Bogen auf einer Kindergeige. Ich brachte kaum das Lächeln der Begrüßung fertig, mit dem ich auf ihr unbefangen freudiges Kopfnicken antwortete, während sie mit kindlicher Seelenruhe ihr falsches Spiel fortsetzte.

Der Kleine ehrte mein Schweigen und mein ernstes Gesicht. Er sagte mit einem Seufzer:

— Ja, ja: so sind die Weiber . .

Endlich saßen wir, Gott sei Dank, bei Wildgrube, einem stillen Weinlokal in der Mittelstraße, wir drei allein, der Kleine, die Else und ich. Man gelangte langsam wieder zu seinem Humor.

Wir hätten ja nicht drei im Grunde so vergnügte Menschenkinder sein müssen, wenn nicht allmählich eine gute, gesunde Stimmung über uns gekommen wäre.

— Nun sag mir, meine liebe Else, erkläre mir das Eine: unser guter Einhorn-Apotheker schickt dir doch monatlich Geld, wie?

— Jawohl! Natürlich! Jeden Ersten.

— Na also: aus Not machst du doch diese lächerliche Sache da nicht mit. Wie kommst du nur darauf?

— Ja, meinst du denn, ich will vor langer Weile umkommen? Ich habe mich so, so unglücklich gefühlt, als ich keine Stellung hatte! Wenn du nicht so nett gewesen wärest, mir die Adresse vom Kleinen zu geben . . .

Die beiden wechselten einen innigen Händedruck. Es war mir überhaupt schon aufgefallen, daß ein recht herzlicher Ton zwischen ihnen herrschte.

— Bloß schade, daß er nie Geld hat! — rief die Else und wollte sich totlachen.

Wir tranken Porter, und ich erhob meine Schale.

— Meine Herrschaften! — sprach ich gewichtig — gedenken wir auch der Abwesenden. Unser Einhorn-Apotheker: er lebe hoch!

— Hoch!

— Hoch!!

Die Else war die lauteste. Die Gläser klangen nicht gut zusammen.

Wir tranken lange. Dann wischte sich der Kleine den Schnurrbart und sagte nachdenklich:

— Es muß ein guter Mensch sein. Ich möchte nur wissen, warum er der Einhorn-Apotheker heißt?

DER RÖMISCHE MALER



I

Er kommt nach Rom, hat die Taschen voller Geld und wird sich an deiner Eigenart freuen. — Mit diesen Worten hatte mich ein etwas schadenfroher Freund bei ihm, dem römischen Maler, angemeldet in einem Briefe, der mir vorausgeeilt war. Ich erfuhr diese Form der Empfehlung erst zwei Jahre später durch die Indiskretion eines zweiten schadenfrohen Freundes, nachdem ich inzwischen bereits sattsam Gelegenheit gehabt hatte, mich — an seiner Eigenart zu freuen und ihm schon lange nichts mehr pumpte.

Um gleich vorweg von seiner Kunst zu reden, so hat er damit entschieden Glück. Er ist nämlich Porträtmaler, und da sich seine Porträts sämtlich in dem Privatbesitz der Gemalten befinden, so ist es klar, daß fast nur günstige Urteile darüber gefällt werden, denn nur wenige Menschen sind so gemütsroh, einem gütigen Gastgeber die Laune dadurch zu verderben, daß sie seine ihm schließlich von Gott verliehene Visage, wenn auch nur in der Wiedergabe, scheußlich finden. Was mich betrifft, so bin ich außerdem so vorsichtig, das lebensgroße Bild meiner Frau, das er damals vor fünf Jahren gemalt hat, nur solchen Menschen zu zeigen, von deren reiner Herzensgüte ich untrügliche Beweise habe.

Jedoch ebensosehr, wie man Michelangelo Unrecht tun würde, wollte man ihn ausschließlich als Tafelmaler betrachten; ebenso falsch

wäre es, in Ludovico, dem römischen Maler, lediglich den Porträtisten und bildenden Künstler zu schätzen. Zu allen Zeiten einer rege werdenden Kultur hat es Persönlichkeiten gegeben, deren Geist und Wesen mehr bedeuteten, als das Werk ihrer Kunst: die weit weniger durch ihre fertigen Schöpfungen als durch das Wollen, das in ihnen lebte, durch den ganzen Zauber ihrer Individualität auf andere wirkten. Ludovico, der Porträtmaler, wäre wohl kaum würdig, einen Geschichtsschreiber zu finden, Ludovico, der Mensch, verdient einen solchen im höchsten Grade.

Er besitzt ein ganz merkwürdiges Sprachtalent. Schon in seiner frühesten Jünglingszeit, als er noch in seiner ostpreußischen Heimat bei einem Rechtsanwalt Akten kopierte, lernte er heimlich auf eigene Faust Englisch, Französisch und Italienisch und bildete sich im geheimen durch Lektüre in diesen Sprachen fort. Kein Wunder also, daß er jetzt, wo er schon zehn Jahre in Italien lebt, die italienische Sprache in der vollendetsten Weise beherrscht und daher in der Lage ist, den nach Rom kommenden Fremden ein idealer Führer zu sein.

Sein psychologisches Interesse an dem ewig wandelbaren Menschenbilde ist so stark, daß es seinen Trieb nach eigener künstlerischer Betätigung fast stets überwiegt — so daß er weit lieber mit den immer wieder frisch ankommenden nordischen Fremden die Straßen und Plätze der ewigen Stadt durchwandert, oder auch wohl

in kühlen Osterien die besten Quellen des Frascatanerweines mit ihnen aufsucht, als daß er daheim im dumpfen Atelier unbedeutende Menschenköpfe in Öl setzt. — Es bietet meiner künstlerischen Natur — so pflegt er etwa zu sagen — unendlich mehr künstlerische Anregung, wenn ich mit meinem unbefangenen Künstlerauge die verschiedenen Typen meiner Landsleute betrachten kann — weshalb immer gleich malen?

Es ist nicht mehr als recht und billig, daß die Fremden, denen er in solcher Weise seine Tage und oft auch seine Nächte weiht, sich hierfür in taktvoller Manier erkenntlich zeigen, seine Eigenart zu schätzen wissen und nicht durch mutwillige Verweigerung eines Darlehens das meist noch junge und schöne Verhältnis zerstören. Auch werden jüngere feurige Naturen kaum umhin können, mit ihm am zweiten Abend der Bekanntschaft und nach dem zweiten Fiasco Chianti Brüderschaft zu trinken: in diesem Punkte versteht er keinen Spaß, sondern ist, wenn man Miene macht, sich dem zu entziehen, sofort bis zu Tränen gekränkt.

Übrigens hat ihn die Natur zur Erfüllung seines Berufes entschieden mit bedeutenden äußeren Mitteln versehen. Zwar ist er nur klein von Statur, etwa von der Größe Napoleons oder Carl Bleibtreus, aber gewaltige buschige Augenbrauen, ein durchbohrender Blick und ein an persische Vorbilder gemahnender dunkler Vollbart geben seinem Kopfe mit der hohen, breiten

Stirn etwas finster Majestätisches. Er spricht sehr wenig und fast nur in kurzen Sätzen, lapidaren Epigrammen, deren Sinn nicht immer jedem verständlich ist, die aber — wenigstens im Anfang der Bekanntschaft — sehr bedeutend klingen.

II

Als ich das zweitemal nach Rom kam, fand ich ihn in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Ich traf in Gesellschaft des Rechtsanwalts Rosenthal aus München, den ich zufällig in Florenz getroffen hatte, mit dem Abendschnellzuge in Rom ein. Unterwegs hatte ich meinem Reisegefährten manches von Ludovico erzählt und in ihm den Wunsch zu erzeugen gewußt, sich unverzüglich an seiner Eigenart zu erfreuen. Es sollte ihm über Erwarten gelingen.

Vom Bahnhof fuhren wir ins Hotel und dann machten wir uns auf den Weg, die deutschen Brüder in den mir bekannten nächtlichen Lokalen aufzusuchen. Wir fanden sie bald in einem Café am nördlichen Corso, unweit der Chambre-garnie-Wohnung Goethes. Ludovico war nicht wenig erfreut, mich wiederzusehen, und auch den Rechtsanwalt, hinter dessen jovialer Beleibtheit er sofort den Aktionär wittern mochte, begrüßte er mit Herzlichkeit. Er war gerade dabei, Aktien auszuschreiben, und es dauerte noch keine Stunde, da war mein glücklicher Reisegefährte bereits im Besitze einer solchen.

Das Unternehmen war ebenso einfach wie sinnig erdacht und ruhte auf den solidesten Grundlagen.

Von der Erwägung ausgehend, daß Ludovico während der Zeit der Anwesenheit seiner Freunde und neugewonnener Gönner in Rom

nicht dazu kommen konnte, etwaige Aufträge, die ihm diese zuteil werden ließen, auszuführen, weil — nun eben, weil die Freunde und Gönner anwesend waren und doch vor allem anderen seinen persönlichen Umgang genießen wollten, in der weiteren Erwägung jedoch, daß man das Eisen schmieden soll, solange es heiß ist und dem reisenden Kunstfreund ein Bild verkaufen, so lange man ihn da hat — verkaufte Ludovico Anteilscheine an den Ergebnissen seiner demnächstigen künstlerischen Tätigkeit — den Anteilschein zu 50 Lire — und verpflichtete sich, dafür dem Aktionär später, wenn dieser wieder daheim und er wieder Ruhe zum arbeiten haben würde, mindestens ein Tamburin mit einem Ciociarenknabenkopf zu schicken.

Die Folgen eines derartigen Gesellschaftsverhältnisses blieben nicht aus. Im Herbst — oder je nach dem Temperamente des Aktionärs schon im Hochsommer — entspann sich ein reger, anfänglich freundlicher Briefwechsel zwischen dem Aktionär und Ludovico, der in seinem weiteren Verlaufe den römischen Maler fast immer zu der traurigen Überzeugung führte, daß der deutsche Philister doch keine Ahnung habe von den geheimnisvollen Bedingungen eines wahrhaft künstlerischen Schaffens. Er müßte doch einsehen, daß es ihm gerade jetzt bei dieser drückenden Hitze oder zur Zeit der Weinernte ganz unmöglich war, zu arbeiten . . und überhaupt: was bildete sich jener ein: womit begründete er seinen Anspruch, den andern

vorgezogen zu werden — den andern, die doch auch noch kein Tamburin hatten.

Das Ende des Gesellschaftsverhältnisses war dann meist der Bruch des gesellschaftlichen Verkehrs und die Einstellung des Briefwechsels. Beide Teile sahen ein, daß sie sich ineinander getäuscht hatten. — —

Indessen, an jenem Abende unserer Ankunft in Rom wurde unsere Stimmung durch keine Wolke getrübt. Ludovico, gehoben durch den erfreulichen Fortschritt seines Unternehmens, war leutseliger und gesprächiger als sonst — und über uns kam der Zauber der Nächte Roms.

III

Rom ist eine Gemütskrankheit. Wenn man erst mal eine Reihe von Jahren im Frühling hinuntergefahren ist, wird man es nur mit schweren Schmerzen des Heimwehs bleiben lassen. Und hat man sichs im vorigen Sommer noch so fest vorgenommen, nicht wieder hinzugehen, sondern seine Zeit nützlicher zu verwenden — wenn der März zu Ende geht und der April wächst, überfällt es einen wie heiße Angst, und eines Abends sitzt man doch wieder in dem üblichen D-Zuge.

Als ich Tertianer war, mußte ich einen Aufsatz schreiben: ‚Was zog die deutschen Kaiser immer wieder nach Rom?' Ich erklärte diese Tatsache sehr einfach daraus, daß unsere Kaiser immer romantische Naturen gewesen seien und daß schon das Wort ‚romantisch' von Rom herkomme. Ich hielt das aber damals selber für Schwindel und ahnte nicht, daß ich später einmal — zwar Gott sei Dank kein deutscher Kaiser, aber ebenso romantisch werden würde.

Es ist wirklich wahr: den Mai sollte der Mensch, der es sich irgendwie leisten kann, in Rom zubringen. Der Mai ist dort etwas wie eine Erlösung; das Leben im Freien beginnt wieder. Mein Freund Peter Behrens will zwar auch dann nicht recht was wissen von Rom: es ist ihm nun einmal die Stadt der Archäologen. — Aber selbst zugegeben, daß man die Archäologen in Rom weniger leicht vermeiden

kann als in anderen Großstädten, und daß einem die Nächstenliebe dadurch erschwert wird, so lernt ein leidlich geschickter und vorsichtiger Mensch diese Sandbänke bald umschiffen, zumal wenn ihm ein kundiger Lotse zur Seite steht.

Ludovico ist solch ein tüchtiger Lotse in Tiefen und Untiefen des römischen Lebens. Ich kann ihn jedem, dem es um einen archäologisch stubenreinen Aufenthalt in Rom zu tun ist, nur auf das wärmste empfehlen. Ein doppelter Instinkt leitet ihn sicher an all den Aufenthaltsorten vorbei, welche von deutschen Archäologen besucht werden. Einmal sein Instinkt als schaffender Künstler, dem eine Sorte von Menschen unmöglich ist, welche die Kunst für die Schule ausschlachten, und zweitens der Instinkt der Selbstachtung: denn es kann ihm unmöglich angenehm sein, Leuten zu begegnen, an deren frühere, wenn auch lose geschäftliche Beziehungen zu ihm er sich nur ungern erinnert.

Aber ich schwatze mal wieder, statt zu erzählen. — Was mich, je häufiger ich Ludovico wiedersah, immer stärker interessieren mußte, war die Frage, wie es zugegangen, daß dieser Sohn des Nordens nach Rom verschlagen wurde und welche Schicksale ihn zu der markanten Rolle, die er hier spielte, vorbereitet hatten.

Die Gelegenheit, ihn danach zu fragen, ergab sich erst im dritten Jahre unserer Bekanntschaft. Es war da eine neue Wandlung mit ihm geschehen. Er fühlte sich als ‚Weltauge' und

sprach ein eigenes pantheistisches Idiom. Sor Rodolfo war daran schuld. Angeregt durch meine Herausgabe des alten Gottesdichters Angelus Silesius, hatte dieser es auch nicht unterlassen können. Er hatte ein „Pantheistisches Laienbrevier“ drucken lassen, in dem derselbe Angelus Silesius, zum Katechismus der Zukunftsreligion zurechtgemacht, wiederum erschien. Nun brauchte Sor Rodolfo, während er die Korrekturen zu diesem, seinem Jungfernbuche las, jemanden, mit dem oder gegen den er mit seinem stark- und wohltönenden Organ über Mystik und andere letzte Dinge reden konnte. Ludovico war ihm da sehr willkommen: er widersprach ihm nie, saß unentwegt mit tiefernster Miene da und bestärkte ihn durch gelegentliches gewichtiges Nicken des Kopfes in seinen theosophischen Überzeugungen. Leider benahm sich Sor Rodolfo hiergegen recht undankbar, denn wenn er Ludovico auch schon mal einen Anzug schenkte, so ließ er ihn doch nicht entsprechend enger machen. Und Sor Rodolfo war wesentlich dicker als Ludovico.

In diesem Jahre nun, während der pantheistischen Lebensperiode des römischen Malers war es, daß ich Gelegenheit fand, ihn nach seiner Vergangenheit zu fragen. Er war damals noch ernster gestimmt als früher, und seine kurzen Worte klangen noch tiefsinniger als sonst.

Es geschah, daß ich ihn einmal allein in seinem Atelier draußen an der Via Flaminia antraf. Er saß gebückt auf einem Stuhl, hatte die Füße

auf eine alte Kiste gestellt und ein Tamburin zwischen die Knie geklemmt. Auf das Tamburin malte er das Profil eines schönen Mädchens, wie es die Fremden, welche nach Rom kommen, so gern an den häuslichen Herd mitnehmen. Sie bringen es ihren Gattinnen mit und bemerken dabei schelmisch: Schmücke dein Heim!

Wenn man bedenkt, daß Ludovico in der geschilderten, unbequemen Stellung nicht nur Pinsel und Palette hielt, sondern auch ununterbrochen selbstgedrehte Zigaretten zu rauchen fertig brachte, so wird man wieder einsehen, daß man es in ihm mit keinem gewöhnlichen Maler zu tun hat, vor allem nicht mit einem von denen, die sich ihre Arbeit durch allerlei raffinierte Bequemlichkeiten zu erleichtern suchen. Der Schweiß lief ihm von der Stirn und er mußte ihn immer wieder mit dem Rockärmel abwischen.

— Bitte, setz dich, sagte er kurz, nachdem er mir gleichgültig geöffnet hatte, und ohne seine Miene zu verändern, setzte er sich wieder in Position und malte weiter. Manchmal liebte er es, seine angespannte künstlerische Tätigkeit ein wenig zur Schau zu stellen.

Ich setzte mich auf ein Möbel, das am Nachmittage den Namen Sofa trug, einen Teil der Nacht und vormittags dagegen dem Künstler als Bett diente. Es war mit etlichen Stücken schönfarbiger Stoffe bedeckt, die von den Malern Mittwochs auf dem Campo de' fiori so

gern erworben werden, weil sie ihren schwelgerischen Augen wohl tun.

Nach einigen einleitenden knappen Worten der Alltäglichkeit äußerte Ludovico die Ansicht, das Schicksal jedes Menschen sei von Ewigkeit her mit Notwendigkeit in sich bedingt.

Mir kam das nicht überraschend, denn ich wußte, daß Sor Rodolfo seit einigen Wochen nachts in den tönenden Straßen Roms in seiner durch Strakosch gebildeten Vortragsweise die orphischen Urworte donnerte:

> ‚Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.‘

Ich erinnerte ihn daran und er neigte bedeutend das Haupt, indem er seiner Römerin ein fesches Glanzlicht auf die feingeschwungene Nase setzte.

Die Gelegenheit war günstig: ich fand einen glücklichen Übergang und fragte ihn, wie es denn eigentlich mit seinem eigenen Schicksale bestellt sei und ob er auch bei diesem die bedingenden Notwendigkeiten begriffen habe.

— Was führte dich nach Rom?

Er drehte sich eine Zigarette, und als sie fertig war, antwortete er dumpfen Tones:

— Die Liebe.

— Ach! Pardon! Ich möchte nicht unzart sein, aber . . würdest du wohl . . könntest du mir das wohl erzählen?

Über sein Tamburin gebeugt, murmelte er:

— Du rührst an meine bitterste Stelle.

Ich muß bemerken, daß es eine seiner Eigenarten war, die Adjektiva in besonders kühner Weise zu verwenden, wodurch seine Sprache fast immer außerordentlich originell wirkte.

— Du rührst an meine bitterste Stelle. Aber es sei. Schon zu lange trag ich es. Kein Mensch weiß darum. Nicht einmal Sor Rodolfo hab ich es erzählt. Er ist, wie du weißt, schwerhörig wie die Nacht und eine Geschichte wie die meinige ist nicht zu brüllen. — Aber komm! Fahren wir nach Trastevere hinüber, in die Cisterna, da gibt es jetzt den besten Frascati pastoso. Die Pupille des Weltauges dürstet.

Das Tamburin flog neben mir aufs Sofa. Auch mir wars lieber, daß wir gingen. Es hatte etwas Beängstigendes, Ludovico arbeiten zu sehen.

IV

Eine Würdigung der römischen Osterien, zu der unsere Fahrt zur Cisterna mich verführen könnte, will ich mir jetzt versagen und lieber auf ein anderes Mal verschieben, wenn ich auf Sor Rodolfo zurückkomme, an dessen Hand ich meine Erfahrungen gesammelt habe. Es genüge hier zu bemerken, daß die Cisterna in Trastevere — kein Bädeker nennt ihren Namen — ein fürstliches Lokal ist, dem ich zu unauslöschlichem Danke verpflichtet bin.

Ludovico hatte nach römischem Ritus die Gläser ausgeschwenkt, mir eingeschenkt und ich ihm. — Er begann:

— Ja, lieber Freund: es ist so. Eine Frau ist schuld daran. Eine Frau hat mich heruntergelockt: ihr verdank ich es, daß ich nun hier festsitze, daß meine Kunst versauert, daß nichts aus mir geworden ist . . .

— Nichts geworden ist?

— Nun ja. Nichts — oder alles. Das ist dasselbe. Du weißt, wie Faust zu Mephisto sagt: In deinem Nichts hoff ich das All zu finden.

— Ich weiß es. Sor Rodolfo zitiert es ja täglich. Aber bitte, erzähle mir nun, wie ist das alles zugegangen.

— Ja, siehst du: Anton von Werner . . .

Ich zuckte zusammen.

— Was hast du? fragte er.

— O nichts. Ich erschrak nur etwas. Diesen Namen hört man sonst in Rom nicht nennen.

— Ja, ich muß von der Zeit sprechen, als ich in Berlin auf der Akademie war. Damals stand ich mit einem Fuße auf dem Zenith meines Lebens. Anton von Werner — du gehörst vielleicht auch zu denen, die ihn verkennen — aber das geniert mich nicht. Ich halte ihn immer noch für einen unserer größten Künstler und werde ihm Treue und Dankbarkeit bewahren bis in die Nacht meines Lebens.

— Ja, ja, das ist sehr schön von dir. Aber ich ... mir ist er zu phantastisch. Ich kann mir nicht helfen.

— Streiten wir uns nicht über diesen Mann. Er steht zu hoch dazu. — Hör weiter: Ich habe sehr lange und sehr gründlich bei ihm studiert, hatte ein Maleratelier in der Akademie und war bereits so weit, daß er Aufträge, die ihm zuviel wurden, mir zuwandte. So hab ich damals zum Beispiel durch ihn den Auftrag bekommen, die Gattin des Inhabers einer der größten deutschen Glanzwichsefabriken zu malen. Der Mann hatte in seiner riesigen Verehrung für Werner beschlossen, sich, seine Frau und seine sämtlichen drei Töchter von des Meisters Hand malen zu lassen. Anton von Werner nahm den Mann und die Töchter — die Frau gab er mir. Sie wurde sehr schön.

Er schwieg, versunken in die Erinnerung an die schönen Zeiten der Vergangenheit und tat einen tiefen Schluck.

— Siehst du: so ging es mir schon! Und ich hätte nun bloß dazubleiben brauchen, hätte bloß

noch 'ne Malschule für Damen aufzumachen brauchen, und ich könnte heute meine Bilder Stück für Stück mit 2000 Mark verkaufen. Na, 20 im Jahre bringt man leicht zustande — 20 mal 2000 macht 40000 — kurz, ich wäre heute so gut wie ein Millionär. Und statt dessen .... Hm! — Prost! — Also denk dir: Eines schönen Morgens brachte mir Werner einen Mann ins Atelier, der so aussah, wie er hieß. Er hieß Levkojowitz, alter, alter mesopotamischer Adel. Irgendwo in Asien hatte er sich kolossale Gelder verdient, niemand wußte, womit. Werner stellte ihn mir vor und sagte dann zu ihm: Hier, Herr von Levkojowitz, sehen Sie meinen hoffnungsvollsten, talentvollsten, tüchtigsten Schüler. Reden Sie mit ihm! Damit ließ er uns allein. — Wollen Sie malen meine Frau? — Er hatte nicht mal seinen Hut abgesetzt. Ich hielt es für das einzig Würdige, schweigend zu überlegen. — Ich zahle Ihnen 1000 Mark. Wollen Sie? Nun konnt ich nicht mehr. Ich erhob mich und drückte ihm stumm die Hand. Als ich mich einigermaßen gesammelt hatte, sagte ich: Herr von Levkojowitz, es ist nicht meine Art, vorschnell zuzugreifen — indes, da mich der Meister Ihnen empfahl, will ich nicht zögern, zu versuchen usw. — Der Mann war glücklich. Er setzte seinen Hut ab und erzählte mir in aller Geschwindigkeit die Geschichte seiner Ehe. Er war erst vierzehn Tage verheiratet und erst vor sechs Wochen nach Berlin gekommen. Sein erster Gang war

in Castans Panoptikum gewesen. Dort hatte er ein lebendes Bild „Haremszauber“ gesehen, die junge Sultanin hatte es ihm angetan: er war mit ihr soupieren gegangen und hatte sie dann ohne Aufenthalt geheiratet.

— Ein verwegener Bursche! Nun — und sie?

— Anderen Tages brachte er sie. Es war an einem Donnerstage! Ich weiß es noch wie heute.

— Wie sah sie aus?

— Wie sie aussah? Hm. Kennst du die Donna adultera vom Tintoretto? Weißt du: die mit der doppelten Haube, mit den hochgezogenen Augenbrauen . . . ihre Augenlider sind müde, als hätte sie geweint, aber die großen dunklen Augen blicken gespannt auf Jesus, der sich abgewendet hat und den alten Herren etwas demonstriert . . ihr Mündchen verharrt dabei in alter Holdseligkeit . . sie weiß noch nicht genau: ist Er nun auch auf sie hereingefallen, wird Er die andern noch einmal herumkriegen? Dann wäre alles gewonnen! — Ich habe das Bild erst später kennen gelernt, mir aber dann sofort eine Photographie davon verschafft, die ich bisher noch immer auch aus den traurigsten Mietsverhältnissen gerettet habe. Wenn die Dinge brenzlich wurden, rollte ich sie zusammen und steckte sie in die Brusttasche. Augenblicklich siehst du sie mit einigen besseren Stecknadeln an meine Tür geheftet.

— Ach, das zerknitterte Ding!

— Das zerknitterte Ding! Jawohl: das ist sie — so sah sie aus. Nun weißt du's ganz genau.

— — Ja, also: ich fing nun an, sie zu malen. Wenn es nach ihrem Gatten gegangen wäre, hätte ich sie im Trikot malen müssen. So hatte er sie kennen gelernt, und so wollte er sie ursprünglich dargestellt sehen. Aber ich protestierte. Ich konnte ihm nicht auseinandersetzen, daß ich mich — ganz abgesehen von meiner privaten Schamhaftigkeit — einer solchen Aufgabe einfach physisch nicht gewachsen fühlte — ich erklärte ihm kurzweg, das sei wider die Kunst. Erstens wider die Kunst im allgemeinen, weil mir meine persönliche künstlerische Auffassung der gnädigen Frau — die damals einem religiösen Empfinden nahe kam — derartiges absolut verböte und zweitens wider die Berliner Kunst, die ich bei meinem Meister Anton von Werner mit heißem Bemühen studiert habe. — Nach langen, ernsten Debatten, die sie, ohne ein Wort zu sagen, lächelnd mit anhörte, gab Herr von Levkojowitz schließlich nach. Auf zwei Punkten bestand er jedoch mit aller Entschiedenheit: auf den Armen und auf den Füßen. Sie sollte in einem weißen Morgenkleide in halbliegender Stellung dargestellt werden: mit entblößten Armen und nackten Füßen. Das letztere tat mir besonders leid, denn ich hatte es gerade in der Wiedergabe bekleideter Füße bereits zu einer nicht gewöhnlichen Geschicklichkeit gebracht.

Ludovico schwieg und sah mich mit seinem tiefen Blick durchdringend an. Ich wollte gar nichts sagen — trotzdem rief er:

— Bitte, schweig! Ich weiß, was du sagen willst — aber ein für allemal: ich lasse nichts auf Anton von Werner kommen! — — Also: die Sitzungen begannen. Ich bin der Ansicht, daß man zu einem Porträt gar nicht lange genug sitzen kann. Die Frivolität gewisser Kollegen, die das Bildnis eines Menschen nach sechs, sieben Sitzungen zusammenstreichen, ist mir ganz unverständlich. In mir steckt Gott sei Dank noch die alte Solidität. Auch, mein ich, darf der echte Künstler sich nicht in Stunden zur Arbeit zwingen, wo er keine Lust hat, wo ihm alles zuwider ist. Wie sagt doch Rodolfo immer: ‚Hast in der bösen Stund geruht — ist dir die gute doppelt gut.' Kurz: es war etwa Weihnachten, als ich angefangen hatte, der April kam und ich war noch immer nicht fertig. Dies war jedoch zum großen Teil auch Schuld der gnädigen Frau. Anfänglich begleitete sie stets ihr Gemahl, aber als dieser später vielfach auf Geschäftsreisen abwesend war, erschien sie entweder in Begleitung anderer Herren, die sie mir vorstellte, oder auch gar nicht, und dann konnt ich mit dem seidenen Morgenkleide, das immer bei mir hing, allein auch nichts anfangen.

Nun hatten die Herrschaften sich aber eine längere Reise nach dem Süden vorgenommen, die sie Anfang April antreten wollten. Es wurde immer später und der Levkojowitz drängte. Mein Bild war fertig — bis auf die Füße. Vor diesen hatte ich eine unerklärliche Angst und

suchte mich von Tag zu Tag drum herumzudrücken. Ich steckte mich schließlich hinter Werner und bat ihn, mir zu helfen. Er kam in eine Sitzung, in der auch der Gemahl zugegen war. Er lobte das Bild sehr und meinte schließlich, es würde koloristisch noch bedeutend gehoben werden, wenn unter dem weißen Kleide, gewissermaßen als Schlußpunkt, die beiden zierlichen, schwarzen Lackstiefeletten der Gnädigen zum Vorschein kämen. — Damit empfahl er sich.

Levkojowitz hatte schweigend zugehört, und ich atmete schon heimlich auf und glaubte gewonnenes Spiel zu haben. So ein paar Lackstiefeletten malte ich virtuos, mit Verve und Temperament in einer halben Stunde herunter. Statt sich jedoch zu äußern, lud mich Levko, wie ich ihn für mich und meinen Kollegen gegenüber zu nennen pflegte, zum Abendessen ein. Klopfenden Herzens, in dunkler Vorahnung einer wichtigen Entscheidung, ging ich zu ihm ins Hotel, und nach Tisch eröffnete er mir dann folgendes:

— Ihr Bild gefällt mir sehr. Es ist schön, meine Frau ist darauf getroffen. Aber es fehlen die Füß. Was der Herr Professor sagt, mag richtig sein für die Kunst. Aber will ich ein Bild für die Kunst — oder will ich ein Bild für mich? Ich will ein Bild für mich. Ich will meine Frau mit die Füß. Sie haben übernommen zu malen mit Arme und mit Füß. Sie müssen noch malen die Füß.

Er hatte recht. Ich war gezwungen, die

Füße noch zu malen — um so mehr, als er mir von dem ausgemachten Preise von 1000 Mark erst die Hälfte bezahlt hatte. Ich versprach also seufzend, seinen Wunsch zu erfüllen.

— Nu, bis wann werden Sie fertig? Können Sie's morgen machen?

— O nein! Einige Sitzungen brauch ich da noch.

Er sprang auf:

— Das hab ich mir gedacht .. hab ich mir gedacht. Aber es geht nicht. Wir müssen reisen .. übermorgen müssen wir reisen .. bestimmt. Es wird mir sonst zu spät, es wird mir sonst zu heiß!

Mich packte eine tödliche Angst: die ganze Sache mit den Füßen war vielleicht nur ein Vorwand, um die restierenden 500 Mark zu sparen? Aber er beruhigte mich:

— Ich werd Ihnen einen Vorschlag machen. Was wollen Sie immer hier in Berlin? Ein Künstler wie Sie! Die ganze Welt müssen Sie kennen lernen, Italien, das Land der Schönheit, müssen Sie kennen lernen. Soll ich Ihnen was sagen — kommen Sie mit uns! Ich engagier Sie.

Ich war betäubt — wie vor den Kopf geschlagen. Zwar war es schon seit langem ein heißer Herzenswunsch von mir, einmal nach Italien zu kommen, aber ich hatte mir die Erfüllung dieses Wunsches immer als vorläufig unerreichbar gedacht: ich mußte mir ja zunächst erst in Berlin eine Position schaffen, einen Namen machen, Geld verdienen. Während mir das im Kopf herumging, redete Levko immer

weiter auf mich ein. Er stellte mir folgende Bedingungen. Zunächst wollte er mir den Rest von 500 Mark zahlen, ja ich glaube sogar, er gab sie mir noch denselben Abend, sodann sollte ich während der ganzen Reise, die auf etwa ein Jahr berechnet war, sein Gast sein und außerdem ein Taschengeld von monatlich 200 Mark beziehen. Nach Ablauf der Reise würden wir dann alle drei wieder in Berlin eintreffen, wo ich, um so viele Eindrücke bereichert, meine Laufbahn mit verdoppelter Kraft wieder aufnehmen würde. Dagegen sollte ich mich verpflichten, von den landschaftlichen Punkten, die ihm besonders gefielen, Aquarelle oder Skizzen in Öl zu malen, und diese sollten ohne weiteres sein Eigentum sein. Vor allem aber sollte ich zunächst mal die Füße der gnädigen Frau vollenden.

Allen diesen Auseinandersetzungen hatte die gnädige Frau, die fast nie ein Wort sprach, von ihrer Sofaecke aus, in der sie, Zigaretten rauchend, mehr lag als saß, aufmerksam zugehört, und das Lächeln, mit dem sie mich immer ansah, verwirrte mich noch mehr. —

Du wirst es nur begreiflich finden, daß ich schließlich solchem Angebote nicht widerstehen konnte. Obwohl eine innere Stimme mir warnend zurief: Tu's nicht! — sagte ich schließlich doch zu allem Ja. Und so entschied sich noch in jener Stunde mein Schicksal. Ich habe Berlin, ich habe Deutschland seitdem nicht wiedergesehen. Flügellahm sitz ich seit zehn Jahren hier unten — und werde wohl so sitzen bleiben.

V.

Ludovico war in ein düsteres Sinnen versunken, er paffte seine Zigarette und trank ein ganzes Glas auf einen Zug aus. Ich mochte ihn eine geraume Zeitlang nicht stören. Schließlich fragte ich ihn sanften Tones:

— Aber damals fühltest du dich doch jedenfalls zunächst sehr glücklich?

— O, und wie! Die Reise war herrlich. Wir fuhren von Genua nach Neapel mit dem Dampfer. Ich hatte einen ganz neuen Anzug an und die ganze Welt lag vor mir .. Aber schon bald trübte sich der Himmel. Noch auf dem Schiff war es. Die gnädige Frau war nicht wohl und hatte sich niedergelegt. Da nahm mich Levko beiseite: Mein lieber, junger Freund, sagte er, ich werd Ihnen was anvertrauen. Haben Sie was gemerkt? — Was soll ich gemerkt haben? — Nu, was macht meine Frau für ein Gesicht? Freut sie sich? Ist sie froh? Die ganze Welt soll sie sehen — ist sie vergnügt? Ist sie glücklich? Nichts ist sie! Seit wir fort sind von Berlin, ist ihr mies. Meinen Sie, ich hätt es nicht gemerkt? Mein lieber, junger Freund, ich werd Ihnen was sagen. Es war die höchste Zeit, daß wir abreisten von Berlin. Sie haben mir erzählt von den Freunden meiner Frau, mit denen sie zu Ihnen gekommen ist ins Atelier. Was heißt Freunde meiner Frau? Sind es meine Freunde? Wozu brauch ich

Freunde meiner Frau? Lieber Freund — was ich Ihnen sage — es war die höchste Zeit.

Ich fragte mich vergeblich, warum Levko mir das alles verriet. Aber ich sollt es nur zu bald erfahren. Er fuhr fort: Sehen Sie, mein lieber, junger Freund: Marianne — so hieß nämlich die Gnädige — Marianne ist eine schöne Frau, eine kluge Frau, eine gute Frau . . ich lebe glücklich mit ihr. Warum? Weil sie mir niemals widerspricht . . und warum widerspricht sie nie? Weil sie überhaupt nicht spricht. Man sollte glauben, sie wär eine ruhige Natur. Aber ich weiß es besser: ich trau ihr nicht über den Weg.

Nun wurd es mir aber doch zu bunt, ich fragte ihn direkt: Sagen Sie mir, Herr von Levkojowitz: wozu sagen Sie mir das alles? — Wozu soll ich es Ihnen nicht sagen? Sehen nicht vier Augen mehr als zwei Augen?

Jetzt ging mir ein Licht auf. Also ich sollte . . Mein Herr! fuhr ich ihn an — wenn Sie glauben, daß ich Ihnen als Ihr ehelicher Privatdetektiv dienen werde, dann haben Sie sich in mir getäuscht. Ich bin ein Künstler, verstehen Sie! Und kein Spion.

Er sah mich einen Augenblick verdutzt an, aber dann lächelte er sanft und milde: Reden Sie nicht, lieber junger Freund, reden Sie nicht. — Hab ich gesagt: Spion? Ich habe gesagt: Freund! Sind Sie nicht mein Freund? Ich weiß: Sie sind ein Ehrenmann, Sie sind ein Gentleman. Hab ich was anders gesagt? Wie?

Oder sind Sie einer von den Freunden meiner Frau? — O nein! — Nu also!

Kurz, er beschwatzte mich nach allen Regeln der Kunst. Ich bin stets eine innerlich moralische Natur gewesen und da er doch nun mal der Ehemann war, so wurd es ihm auch nicht allzuschwer: ich gelobte ihm schließlich feierlich, in seiner Abwesenheit stets ein wachsames Auge auf die gnädige Frau zu haben und ihm sofort einen Wink zu geben, wenn mir die Ehre seines Hauses gefährdet schiene.

So kamen wir nach Neapel. Die wenigen Tage, die wir dort blieben, verliefen bei schlechtem Wetter still und friedlich. Marianne war sanft und melancholisch. Mit niedergeschlagenen Augen ging sie an Levkos Seite von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit.

Von Neapel ging es wiederum auf dem Seewege nach Palermo. Dort wollten wir den ersten längeren Aufenthalt nehmen, dorthin war das Gros unseres Gepäcks, unter anderem auch mein Bild, dirigiert.

Wir hatten etwas bewegte See, und die gnädige Frau wurde sofort seekrank. Wir beide hielten uns wacker auf Deck und wurden immer befreundeter. Levko schien mir ein lieber, braver Kerl, der auf die Welt gekommen war, um mich aus meinem engen, norddeutschen Gesichtskreise herauszureißen und mein Glück zu machen.

Ich neckte ihn mit seinen eifersüchtigen Sorgen. Ich hielt ihm vor, wie tadellos Marianne sich in Neapel geführt hatte, wie sie tatsäch-

lich weder rechts noch links geschaut hatte. Und außerdem — so schloß ich meine neckische Rede: — Ihre Frau Gemahlin versteht ja kein Wort Italienisch — was kann sie denn da machen?

Er faßte mich unter den Arm und sagte gewichtig: Mein lieber, junger Freund — wie reden Sie zu mir? Wie ein junger Mensch. Unser Gott hat uns gegeben die Sprache. Sei er gedankt! Aber was hat er uns noch gegeben? Die Augen, die Hände und die Füß. Nu! Wenn wir nicht reden können mit der Sprache — womit werden wir reden? Mit den Augen, mit den Händen, mit die Füß. — Mein lieber, junger Freund: ich habe meine Frau kennen gelernt — was ist sie gewesen? Ein lebendes Bild! Was braucht ein lebendes Bild zu sprechen? Ich habe nicht gewußt: ist sie deutsch, ist sie französisch, ist sie englisch oder ist sie italienisch?

Wir kamen in Palermo an. Frühmorgens. Ich brauche dir nicht zu erzählen, wie wundervoll die Einfahrt in den Hafen von Palermo ist — du kennst sie. Als das Schiff stillstand, kam Marianne die Treppe herauf — schweigend wie immer sah sie sich um — und da war es nun ganz entzückend: wie auf ihrem hübschen Gesichte — das anfänglich noch ganz matt und schlaff erschien — die Größe und die Schönheit der Natur sich wiedergab — wie ein herrlicher Abglanz das süße, müde Köpfchen wieder aufleben ließ.

Und nun kehrte die bisherige Apathie überhaupt nicht mehr zurück. Es mag auch wohl

das veränderte Wetter dabei mitgewirkt haben — die sizilianischen Offiziere wirkten wie ein Frühlingsregen . . .

Sie war ganz anders wie in Neapel. Levko sagte: Nu sehen Sie: bis jetzt hat sie getrauert. Alle Achtung! Vierzehn Tage sind wir unterwegs . . . Jetzt ist sie's los. Und nun passen Sie auf! Ich bitte Sie, lieber, junger Freund — ich bitte Sie um meinetwillen — passen Sie auf!

Dabei ließ er sie selber nicht aus den Augen. Wir hatten eine möblierte Etage gemietet, und mein Bild war angekommen. Ich zitterte! Drei Tage lang wußte ich es zu verhindern, daß die Kiste geöffnet wurde. Als ich eines Nachmittags heimkam, war es doch geschehen. Und nun fing Levko an zu drängen.

Ich erinnere mich eines gemeinschaftlichen Spazierganges zu dreien.

Ich war innerlich beschäftigt mit der schweren Aufgabe, die mir bevorstand, und neben Marianne gehend, blickte ich unwillkürlich auf ihre Füße. Sie merkte es — wir sahen uns auf einmal an — sie lächelte — o Gott, wenn ich dieses Lächeln malen könnte! — Die Mona Lisa ist dagegen ein Unteroffizier der Heilsarmee — sie lächelte mich an, und ich wurde rot, dunkelrot.

Lieber Otto Erich! Du bist kein Maler . . aber ich hoffe, du kannst es dir vorstellen . . .

— Was?

— Was es heißt, einer solchen Frau die Füße zu — malen. Bleib ernst! Es ist die Klippe, an der mein Leben gescheitert ist. — Ich konnte

mich schließlich vor Levko nicht mehr retten. Ich aquarellierte am Strande im Schweiße meines Angesichts — aber ich konnte machen, was ich wollte .. wenn ich heimkam, fragte mich Levko sicher: Nu, mein lieber, junger Freund, was machen die Füß?

Ich wurde sie nicht mehr los — weder aus den Gedanken bei Tage, noch aus den Träumen bei Nacht ...

Und schließlich ... Ja: wie es zugegangen ist, weiß ich dir wirklich nicht zu sagen ... Jedenfalls: am Morgen nach der ersten Sitzung — bei Füßen kann man wohl eigentlich nicht von Sitzungen reden — am nächsten Morgen sagte ich zu mir: Ludovico, du bist ein Schuft. Du hast das Vertrauen des Mannes, der dein Bestes gewollt hat, schmählich mißbraucht. Geh jetzt zu ihm, schlage dich an die Brust und bekenne ihm ... Na, ich hab es natürlich nicht getan.

Aber nun hatte ich doppelte Qualen zu ertragen. Ich war nun scharf wie ein bissiger Kettenhund: jeder Blick, den Marianne ihren sizilianischen Offizieren zuwarf, brannte in meiner Seele und nebenbei, wenn ich in das trauliche Antlitz Levkos sah, empfand ich die schmerzlichsten Gewissensbisse.

Das dauerte so etwa drei Monate. Ihre Füße hatte ich längst gemalt: es wird wohl das Beste gewesen sein, was ich je gemacht habe. Da, eines Tages — ertappte ich sie. — Er war Hauptmann. — Der Augenschein überzeugte mich.

Und nun wurd ich ganz wild. Ich vergaß jede Vorsicht, stürmte zu Levko, Levko stürmte zu ihr, ich stürmte an den Strand und dort — nu ja — dort stürmte das Meer.

Ich ging die Nacht nicht heim. Erst am andern Mittag kam ich wieder in unsere Wohnung. Sie war leer. Ich trat in den Salon: da stand mein fertiges Bild. Aber es war nicht mehr fertig .. nur noch einige Fetzen hingen in dem Rahmen, der Rest lag in verschiedene Formate zerschnitten auf dem Boden des Hauses, ich meine auf dem Teppich.

In meinem Zimmer fand ich zwei Briefe, einen von ihm und einen von ihr.

Er schrieb ohne Überschrift: Ich hab mich überzeugt: Sie sind der gemeinste Lügner und Verleumder, und weil Sie selber ein Wollüstling sind, haben Sie meine Marianne bei mir in einen falschen Verdacht bringen wollen. Fertig. Ignaz von Levkojowitz.

Sie schrieb .. auch ohne Überschrift: Du bist ein Esel.

Die Kürze dieses Briefes entsprach durchaus ihrer sonstigen Schweigsamkeit. Das Wesentliche wußte sie trotzdem immer zum Ausdruck zu bringen. — —

Aber was war nun? Ich erfuhr, daß die Herrschaften am frühen Morgen nach Marsala gefahren waren und ihr Gepäck nach Tunis beordert hatten. Sie waren zweifellos bereits auf Deck nach Afrika.

Und ich saß da. Ich hatte zwar noch

einiges Geld, etwa 50 Lire — die Skizzen, die ich gemalt hatte, waren vom tüchtigen Levko alle mitgenommen oder heimgeschickt, was weiß ich —

Ich machte ein paar verfehlte Selbstmordversuche — das heißt, Pardon: ich stieg gelegentlich auf einen Felsen am Meer und — die Welt ist eine ewige Einheit .. Alles lebt in Allem .. also, nicht wahr: da lohnt es sich gar nicht. Man bleibt lieber leben. —

Was soll ich dir noch sagen? Mein Geld reichte bis Rom. Und hier .. Nun ja: hier siehst du mich ja. Ich werde doch hier nicht wieder weggehen? Was? Wo's hier diesen wundervollen Frascati gibt? Wie? — — Na Prost!

DER BUNTE VOGEL



Das letzte Haus auf der Landspitze, das schon ganz in der Nähe des Leuchtturms lag, bewohnte ein alter graubärtiger Seemann, der von den andern Seeleuten der Gegend nicht anders als der Weise benannt wurde.

Er hatte sein ganzes Leben stets so klug eingerichtet, daß er jetzt, wo er bereits ein schönes Alter erreicht hatte, einesteils doch noch ein rüstiger und gesunder Mann war und andernteils auch ein gutes Stück Geld als Erspartes hinter sich liegen hatte. So konnte er sich seines Alters ruhig erfreuen.

Weib und Kind hatte er nie gehabt; seine liebste Beschäftigung und sein eigentliches Glück war immer das Denken gewesen. Er sagte sich: Entweder ist ein Weib meinem Denken förderlich, dann ist es unnötig, sie zu ehelichen, denn was ich von ihr gewinnen will, vermag ich auch so mühelos aus ihrem Gespräche zu ziehen — oder aber sie ist meinem Denken nicht förderlich, dann hieße es eine Torheit, sie zum Weibe zu nehmen, denn sie möchte mich leicht von meinen Gedanken abbringen und mir mein Glück zerstören.

Sein Glück war es aber, an schönen Tagen, wenn das Meer ruhte, sein Boot zu besteigen und langsam hinauszufahren, ganz allein mit seinen klugen und geliebten Gedanken. Er führte weder Waren an die nächste Küste, noch warf er das Netz nach Fischen aus; er saß still am Steuer und dachte in einem fort. —

Da geschah es eines Tages, als die Sonne schon tiefer am Himmel stand und ihre Lichter auf den Wellen lagen, wie Goldflitter auf einem dunklen Maskenkleide, daß sich ein großer, doch zierlicher Vogel, etwa von der Gestalt eines Reihers, vorn auf das Schiff des weisen Seemanns niedersetzte. Dieser bemerkte zuerst den Schatten, den der Vogel vor ihm auf den Boden des Schiffes warf und sah dann auf.

Nach einem langen Nachsinnen, während dessen er den Vogel unverwandt betrachtete, sagte der Seemann: Du scheinst mir ein Vogel zu sein, denn du hast zwei Beine und zwei Flügel und bist am ganzen Körper mit Federn bedeckt.

Der Vogel erwiderte: Deine Gedanken haben dich zu einer richtigen Erkenntnis geführt, ich bin allerdings ein Vogel und bitte dich, mich gastlich auf deinem Schiffe aufzunehmen.

Der Seemann wunderte sich, daß der Vogel reden konnte und sprach: Gern begrüß ich dich als meinen Gast. Ich habe bisher noch keine Gelegenheit gehabt, einen Vogel reden zu hören und vermute daher, daß ein Gespräch mit dir meinem Denken wohl förderlich sein möge. Nur mache ich dich darauf aufmerksam, daß du als ein Gast meines Schiffes dich auch der Ordnung wirst fügen müssen, die auf ihm herrscht und die ich als ein Ergebnis meines vielfältigsten, Jahre, lange Jahre währenden Nachdenkens hochhalten muß.

Der Vogel nickte mit dem Kopfe: Sprich nur, sagte er, was gehört zu dieser Ordnung?

Zu ihr gehört, daß man sich nicht auf ein Bein stelle, wie du das tust, denn wollte ich ein Gleiches versuchen, so würde ich alsbald in dem schwankenden Boote umfallen oder wohl gar über Bord in das Meer hinausstürzen. Da ich es aber nicht kann, sollst auch du es nicht tun: denn es sieht wie eine Überhebung aus.

Der Vogel streckte geduldig das zweite Bein hervor und setzte es auf den Schiffsrand —: Weshalb soll ich nicht auch einmal auf zwei Beinen stehn?

Nachdem der Seemann den Vogel wieder eine Zeitlang betrachtet und beobachtet hatte, sagte er: Du hast zwar einen weißen Bauch wie viele andere Vögel und wie ihn von Natur auch die Menschen meistens besitzen, aber was ich sonderbar finde und keineswegs begreifen kann, ist, daß du auf dem Rücken ganz bunt, grün, rot und golden gefiedert bist, so daß die Sonne sich ordentlich zu freuen scheint, wenn sie auf deinen Flügeldecken blinkt und schillert und einen gelben Saum um deine Gestalt zieht. Die Menschen, die doch das klügste Geschlecht auf der Erde sind, pflegen sich mit einem schwarzen oder grauen oder braunen oder sonst einem schwach gefärbten Rocke zu bekleiden und die Vögel sind im allgemeinen wenigstens so gescheit, es den Menschen nachzutun. Wenn du nun dahingegen in einem so fremdartig bunten und auffallend scheckigen Aufzuge daherkommst, so scheinst du mir damit wider die gemeine Bescheidenheit aller Kreatur gröblich zu ver-

stoßen, und mich dünkt, du tätest besser, wenn du solcherlei törichten und hochmütigen Firlefanz von dir legtest. Bedenke wohl, daß selbst der Vogel Strauß, mit dessen Federn doch ein so großer und schwunghafter Handel betrieben wird, nur in zwei oder drei höchst einfachen Farben umherläuft. Bedenke auch ferner, ob es wohl klug und besonnen sei, also durch sein Äußeres vor den anderen hervorzustechen und bald den Neid, bald den Spott, immer aber eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken! —

Der Vogel riß den langen, spitzen Schnabel weit auf — aber ohne ein Wort zu sagen, klappte er ihn wieder zu. Seine kleinen, grauen Augen leuchteten wie vor innerem Vergnügen, er legte den Kopf etwas auf die Seite und blinzelte den alten Seemann freundlich an.

Dieser fuhr fort: Und ganz besonders verdreht erscheinen mir nun noch diese beiden langen, dünnen, gewundenen Federn, die auf deinem Kopfe hin und her schwanken, als wollten sie alles, was fest steht, verhöhnen! Diese wirst du dir jetzt zu allererst einmal schleunigst abschneiden lassen.

Meinst du? fragte der Vogel. Und was müßte ich dann wohl tun?

Das will ich dir sagen. Ich habe hier einen guten und nützlichen Teer, mit dem ich die Bretter meines Schiffes überziehe, damit sie nicht faulen. Mit dem will ich deine Flügel bestreichen und so ihre leuchtenden Farben auslöschen. Du hast dann die Farbe des Raben —

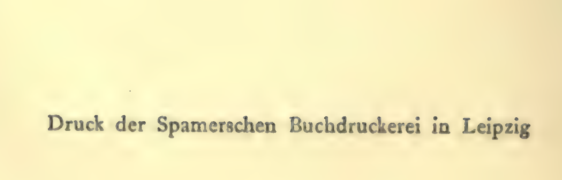
so magst du mir dann als Gast auf meinem Schiffe bleiben, denn noch manches hätte ich mit dir zu bereden.

Da sprach der Vogel: Habe Dank für deinen guten Willen und klugen Rat! Ich bin ein höflicher und friedsamer Vogel und würde mich gewiß gern der Ordnung fügen, die hier auf deinem Schiffe und in deinem nachdenksamen Kopfe herrscht — wenn ich es nötig hätte und darauf angewiesen wäre. Doch bedarf ich deiner Gastfreundschaft länger nicht mehr. Schon, dieweil wir uns so klug miteinander besprachen — hab ich genug gerastet und zu neuem Fluge sind meine Kräfte gesammelt. Leb wohl!

Und mit einem übermütigen Krählaut dehnte der bunte Vogel seine langen, schimmernden Flügel aus, schwang sich auf und flog in den blauen Abendhimmel hinaus. — —

Der Seemann war ganz verdutzt. Er wollte dem Vogel nachschauen, aber er vermochte es nicht: die Sonne blendete seine Augen.

Da legte er den Finger an seine Nase und nachdem er heftig nachgedacht hatte, sprach er zu sich: Merkwürdig, wie leichtfertig diese Vögel sind. — Ich denke mir aber: es wird das davon kommen, daß sie fliegen können.



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

